ATLANTIS

Heft 2 Februar 1955 Preis 3.—



ERZIEHUNG



DAS LEBENS-FUNDAMENT





Knabenheim

CHAPELLA

S-Chanf/Engadin

Ideal für Knaben im Primar- und Sekundarschulalter, die eines Höhenaufenthaltes oder sorgfältiger Förderung bedürfen. Frohes Zusammenleben mit den Erziehern. Verlangen Sie den illustrierten Prospekt.

Besitzer und Leiter: Thomas Losinger Tel. (082) 6 72 04

ENGLISCH LERNEN IN ENGLAND

Spawa School of English in Bournemouth (Südengland)

FRANZÖSISCH LERNEN IN LAUSANNE

Prospekte und Auskunft durch:

SPAWA ECOLE DE LANGUES

44, avenue de la Gare, Lausanne
Telephon (021) 23 96 65

Lernen Sie Englisch in

ENGLAND

an der

ANGLO-SWISS SCHOOL OF LANGUAGES IN BOURNEMOUTH

und der

ANGLO-CONTINENTAL SCHOOL OF ENGLISH IN BOURNEMOUTH

Verlangen Sie bitte unseren ausführlichen Prospekt und Auskunft durch das Zentralsekretariat in der Schweiz

Fritz Schillig, Lindenstr. 33, Zürich 8, Telefon (051) 34 49 33

Sprach- und Haushaltungsschule

LE MANOIR LA NEUVEVILLE

Fremdsprachliche Ausbildung mit Abschlußprüfung in Französisch, Englisch und Haushaltung Handelsfächer, Allgemeinbildung. Ausgezeichnete Referenzen

Directeur G. Voumard-Daniels. Schweiz.-englische Familie



DOLMETSCHERSCHULE ZÜRICH

Sonneggstraße 82, Tel. (051) 28 81 58

Vorbereitung auf alle Dolmetscher- und Übersetzerberufe. Tages- und Abendschule. Mit Maturität oder abgeschlossener Mittelschulausbildung Eintritt ohne Aufnahmeprüfung. Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung durch den Vorkurs *Freies Lyceum.*

Diplome nach 2 Semestern für Geschäfts-, Verkehrs- und Presseübersetzer, nach 3 Semestern und Auslandaufenthalt für Geschäfts-, Verkehrs- und Verhandlungsdolmetscher. Dolmetscher-Journalisten, nach 4—5 Semestern und Auslandaufenthalt für Simultandolmetscher (Kongreß- und Parlamentsdolmetscher) und Fachübersetzer.

Internationale Sprachschule: Kurse und Privatstunden in modernen Fremdsprachen, Deutsch und Latein.

Institut SAM SIMMEN

CHAMBY BEI MONTREUX



für Knaben von 9 Jahren aufwärts und junge Männer

Sprachkurse: Vollständige Ausbildung in der Umgangssprache und zum Dolmetscher und Übersetzer in *Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch.*

Handelskurse. Vorbereitung für die mittlere Reife und zum *Abiturienten-Examen.* Anleitung zur Lebensführung – Zielbewußte Freizeitgestaltung. Einzigartige Lage am Genfersee, 750 m über dem Meeresspiegel

Prospekte durch die Direktion: Institut SAM SIMMEN CHAMBY-MONTREUX

ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

XXVII. JAHR · HEFT 2 · FEBRUAR 1955

Herausgeber: Martin Hürlimann

Ständiger redaktioneller Mitarbeiter: F. Hindermann

ATLANTIS VERLAG

Freiburg-Breisgau, Rosastraße 9, Telephon 6717 / 7405

INHALT

Umschlagbild: La Grotte du Bournillon, Savoyen
Photo A. W. H. Bögli

Abonnementspreise:

Jahresabonnement DM 28.–, Halbjahresabonnement DM 15.– Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

Anzeigenverwaltung:

Wesa-Werbung – W. Sarkowski, Berlin-Lankwitz, Mozartstraße 30, Telephon 734704

Vertrieb außerhalb Deutschlands:

Atlantis-Expedition, Zürich, Zwingliplatz 3

Papier: Papierfabrik Biberist

HÖHLEN- UND KARSTFORSCHUNG IM VORMARSCH

In den letzten Jahrzehnten erlebte die Erforschung der unterirdischen Hohlformen der Erde einen nie geahnten Aufschwung. Unzweifelhaft angeregt durch die rapide — zumeist montanwirtschaftlich und energietechnisch geförderte — geologische Prospektionstätigkeit, besaß sie doch im Reiz, den die dunkle Unterwelt immer auf den Menschen ausübte, durchaus eigene Impulse, die im Zeitalter moderner wissenschaftlicher Magie keineswegs geringer, im Gegenteil noch faszinierender geworden sind. Beweise für die faktische Steigerung des Interesses an Höhlen und Karstphänomenen — die weitgehend miteinander verknüpft sind — liefert nicht allein die beinahe Legion gewordene Zeitschriften- und Buchliteratur, die in den letzten Jahren erneute Zeitschriftengründungen — so unter anderem die «Revue de Spéléologie», «Speleon» oder «Die Höhle, Zeitschrift für Karst- und Höhlenkunde» (alle 1950 ff.) — zu verzeichnen hatte. Nicht minder zeugt hievon die Aktivierung von Höhlenforschervereinigungen in aller Welt, die 1949 in Valence-sur-Rhône in ein «Comité International Permanent de Spéléologie» mit dem Ziele der *globalen* Förderung der Höhlenerkenntnis gipfelte. Auch die Geographen haben sich, auf einer alten und bedeutende Namen wie J. Cvijic, A. Grund, W. M. Davis und andere führenden Tradition gründend, erneut mit einer an ihrem 17. Internationalen Kongreß zu Washington 1952 eingesetzten Kommission für Karstfragen in den beschleunigten Prozeß dieses Forschungsbereiches eingeschaltet. Bereits ihre ersten Treffen (1953) haben klar erwiesen (Das Karstphänomen in den verschiedenen Klimazonen. Erdkunde VIII, 1954), daß auf Grund der unaufhaltsam anschwellenden Flut von Detailarbeiten der jüngsten Zeit, die Karst- und damit auch die Höhlenforschung eine gründliche Revision der klassischen Anschauungen nicht nur erlaube, sondern geradezu fordere (P. Chabot). Hierbei zeigte sich vor allem, daß die klimatischen Faktoren neben den zahlreichen andern eine nicht unerhebliche Variation des Formenschatzes und des Entwicklungsganges in der Karstlandschaft bedingen und daß es deshalb kaum mehr möglich erscheint, mit den üblichen Begriffen: Doline, Uvala, Polje, Karren und so weiter und Prämissen auszukommen. Da diese zumeist auf einem regional beschränkten Karsttypus, dem der Dinarischen Alpen gründen, lassen sie sich nicht ohne weiteres auf andere, entlegenere Formen, zum Beispiel nicht auf die tropischen Karstphänomene mit ihren bizarren «Kegelfluren» oder auf die polaren Permafrostgestalten übertragen.

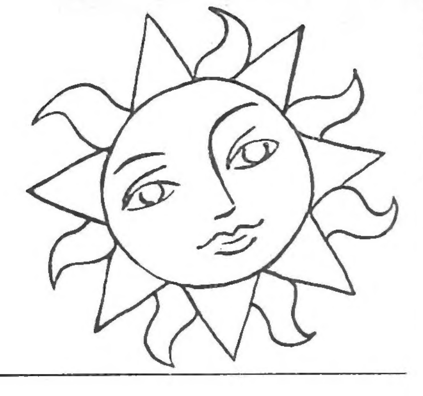
Die künftige Untersuchung wird somit vielfach neue Wege einschlagen müssen. Ihren Trend schon jetzt zu überblicken hält indes schwer, weil fast jeder Tag neue Beobachtungen, Ansichten, Theorien bringt, Versuche von Zusammenfassungen daher im Moment der Publikation bereits überholt scheinen. Umso verdienstlicher sind Werke, die ein solches Wagnis dennoch unternehmen. Zu ihnen gehört der «TRAITE DE SPELEOLOGIE» von *F. Trombe* (Paris 1952), der ein ebenso klares und anschauliches Bild der vielgestaltigen Landschaft der Höhlen selbst wie der Methoden, ihnen näherzukommen bietet. Gewiß sind inzwischen viele seiner namentlich die — ja altberühmte — französische Forschung berücksichtigenden Argumentationen revisionsbedürftig geworden. Insbesondere haben die jüngsten Schweizer Expeditionen zu teils entscheidenden Fortschritten in der Beurteilung der Aufenthaltsmöglichkeiten in Grotten geführt. Sah nämlich — mindestens bis vor kurzem — die französische Speläologenschule mehrtätige Expeditionen als kaum tragbar und schädlich an, so bewiesen die Schweizer (A. Bögli, «Die Höhlenforschung und ihre Stellung in der Wissenschaft». Naturwissenschaftliche Rundschau, Juni 1954) mit ihrem denkwürdigen — unfreiwilligen — Aufenthalt im Hölloch (Muotathal) im August des Jahres 1952, daß ein Leben in der Höhle auch bei 99 bis 100 prozentiger Luftfeuchtigkeit und bei nur 6 Grad Wärme sogar bei unternormaler Kalorienzufuhr mehrere Tage hindurch sehr wohl möglich sei. Der durch weitere zehntätige Unternehmungen erhärtete Beweis bedeutete zweifellos einen starken Antrieb für künftige Erkundungen, wenn auch zu bedenken bleibt, daß keineswegs alle unterirdischen Hohlräume der Erde die gleichen Klimabeziehungsweise Aufenthaltsbedingungen aufweisen. Trotzdem darf das Trombesche Lehrbuch auf lange hinaus als willkommener Führer gelten. Übrigens haben auch die kühnen Angriffe auf die Höhle von Pierre Saint-Martin in den Westpyrenäen (Gegend von Pau) seit 1951, schon den Franzosen selbst gezeigt, daß bei geeigneter Ausrüstung und genügendem Training der Mensch bei noch ungünstigeren Binnenverhältnissen der «Unterwelt» es längere Zeit in ihr auszuhalten vermag (H. Tazieff, «L'Assaut du Gouffre de la Pierre Saint-Martin», Geographia, II, 1951, sowie Paris 1953).

So wecken denn namentlich die oft sehr abenteuerlichen

Kundfahrten der vergangenen zehn Jahre die Hoffnung, daß nicht allein die Bemühungen zum Eindringen in die Höhlen forciert werden, sondern daß vor allem mit zunehmendem Vertrauterwerden mit ihren Eigenarten die Erkenntnis ihrer Wunder einen großen Schritt vorwärts erlauben wird.

In diesem Zusammenhang ist nicht zuletzt das Buch F. Waldners, «Forschungen in der europäischen Höhlenwelt» (1949) erhellend, das — etwa mit den Arbeiten J.Corbels (Les Etudes sur le Karst depuis dix ans, Les Etudes Rhodaniennes 25, 1951 u.a.) zusammen — vor allem darzulegen vermag, daß Karsterscheinungen und Höhlen kosmopolitische Phänomene sind, also sich keineswegs auf die klassischen Gebiete: den dinarischen Karst, die Alpen, Frankreich beschränken, sondern abgesehen von den Tropen aller Erdteile auch in den polnahen Gegenden auftreten. Außerdem ergaben die Vergleiche beider Forscher, daß trotzdem die Speläologen der verschiedenen Länder bisher weitgehend isoliert gearbeitet haben, sie doch zu einer Reihe gemeinsamer Resultate: so über die überall bedeutsame Rolle von Schwächezonen der Erdrinde bei der Ausbildung von Karstformen, über das Bestehen sehr alter (vormesozoischer) Karsifikationsvorgänge und über die grundsätzliche Differenz zwischen unter- und oberirdischer Entwässerung gelangt sind. Andererseits erhielten sich freilich auch prinzipielle Kontraste etwa über die Bedeutung der mechanischen Erosion und der Tektonik für die Karst- und Höhlenentwicklung.

Über diese vornehmlich geologisch bestimmten Forschungsrichtungen hinaus zeigten die Speläologen aber auch, daß die Höhlen keineswegs nur eigenartige Erdrindengestalten, sondern «ganzheitliche» Welten für sich: Landschaften mit eigengeprägter Hydrographie, Klima und Lebewelt darstellen. Insbesondere ein Werk wie das des Zoologen F. Lengersdorf «Von Höhlen und Höhlentieren» (1952) kann hiefür als sprechendes Zeugnis dienen, zumal es außer der Fauna als deren «existentiale» Voraussetzung die nicht minder seltsame Flora zu berücksichtigen hatte. Zwar war schon früher bekannt, daß die Höhlentiere größtenteils sehschwach, dafür mit umso differenziertern Tastorganen ausgestattet sind. Doch vertieft Lengersdorfs Buch diese Kenntnisse mit zahlreichen neuen Beispielen so eindrücklich, daß auch es als entschiedener Motor des Fortschreitens speläologischer Forschung zu betrachten ist. Die nicht weniger Legion gewordene Literatur über menschliche Höhlennutzung sei hier abschließend nur angemerkt. Auf lange hinaus dürfte in ihr das Werk des Schweizers E. Bächler «Das alpine Paläolithikum» wegweisend bleiben, nicht bloß, weil es eine der urtümlichsten Phasen menschlicher Kultur festhält, sondern vor allen Dingen, weil es grundlegend ist für alle Methodik menschheitlicher Forschung an Grotten. Sicher ist seither auch die «*Höhlenanthropologie*» entschieden weitergeschritten, hat — wie besonders das schöne Buch von H. Baumann «Die Höhlen der großen Jäger» (1953) eindrücklich macht — zumal in kunsthistorischer Hinsicht bemerkenswert neue Ansichten gewonnen und wird weitere sich noch erarbeiten. Dennoch wird auch für sie wie für den naturwissenschaftlichen Forschungsbereich dieses Phänomen im Grunde bleiben, was es für den Menschen immer war und weshalb es ihn auch immer magisch anziehen wird — was jüngst Mason Sutherland («Carlsbad Caverns in Color», The Nat. Geogr. Magazine, October 1953) in der Sprache der Farbphoto spannungsvoll ausdrückte —: ein Wunder. *W.E.*





Grand Hotel Tschuggen Arosa

Mitten in der Sonne und Schneeherrlichkeit Arosas. Zentrum des Sportbetriebes und Gesellschaftslebens. Aller Komfort. Im März besonders günstige Arrangements. – Telephon (081) 3 14 31

Direktion: Reto Wetten-Buchli
Im Sommer: Kurhaus Tarasp

Hotel Excelsior Arosa

Das vornehme, erstklassige Familien- und Sporthotel. 100 Betten, 25 Privatbäder, ideal, ruhig gelegen. Alle Südzimmer mit Sonnenloggien, bestbekannt für seine soignierte Küche. Seit 36 Jahren unter persönlicher Leitung des Besitzers.

H. A. Sieber-Ott

Arosa-Kulm-Hotel Arosa

Gepflegte Wohnlichkeit. Frohes Gesellschaftsleben. – Herrliche Lage am Fuße der Abfahrtspisten, bei den Skilifts.
Großer Eis- und Curlingplatz
Orchester Hazy Osterwald
und das Trio Robert Sazewski
Im März besonders günstige Preise

Schreiben Sie bitte rechtzeitig an
Direktor J. Willimann
Telephon (081) 3 15 61

Park Hotel Waldhaus Flims-Waldhaus

75jährige Tradition gepflegter Gastlichkeit.
Sesselbahn auf 1450 m und 2000 m, gepflegte Skipisten, Trainerskilift, weites Netz gepflegter Winterspaziergänge. Eisbahn, Curling. Unsere vorteilhaften Winterpauschalpreise: Fr. 24.– bis 32.– (mit Bad Fr. 32.– bis 45.–)
Telephon (081) 4 11 81

R. Ed. Bezzola, Dir.

Grand Hotel Kurhaus Lenzerheide

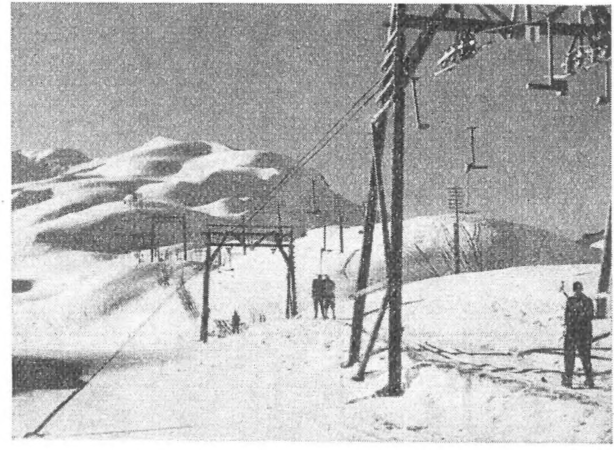
für schönste Winterferien!

Sonnige Lage – Neuzeitlicher Komfort – Sehr gepflegte Küche – Gediegene Atmosphäre und Unterhaltung.
Im März besonders günstige Arrangements.
Telephon (081) 4 21 34

Direktion: A. Poltéra









Hotel Carlton St. Moritz

Ein Wintersporthotel allerersten Ranges

Schreiben Sie bitte rechtzeitig an
Direktor W. Scheel

Carlton-Grill für verwöhnte Ansprüche

Engadiner Kulm St. Moritz

Das Hotel mit altbewährter
Schweizer Tradition
Sportzentrum
300 Betten

Schreiben Sie an **Anton R. Badrutt**
Telephon (082) 3 39 31

Chantarella House St. Moritz

Das Haus an der Sonne
Gepflegtes Erstklaßhotel mit 160 Betten und 40 Bädern. Mitten im Skigebiet. Eisfeld. Curling. Spazierwege. Orchester. Open-air-Restaurant. Stark ermäßigte Preise ab 8. März

Dir. R. Kienberger Telephon (082) 3 33 03
(Im Sommer: Waldhaus Sils-Maria)

Hotel Cresta Palace Celerina

vereint die Vorzüge des sonnigsten Wintersportplatzes des Engadins mit der gepflegten Atmosphäre des erstklassigen Hauses. Eigene Eisplätze, Orchester. (Regelmäßige Autobusverbindung mit St. Moritz, nur 8 Fahrminuten.) Tel. 3 35 64

Dir. G. Bisenz

Sporthotel Silvretta Klosters

Die Adresse für das gute Publikum

Orchester: Cesare Galli
Barpianist: R. P. Warnatz

Tagespauschalpreis ab Fr. 25.—

Direktion: G. Rocco, Telephon (083) 3 83 53

BESUCH IN DER UNTERWELT

Vordringen ins «Windloch». Eine Episode aus der Höhlenforschung

Von Dr. Alfred W. H. Bögli

So begann es:

Erst wenige Tage war ich von einem Vortrag über das Hölloch zurück, da erreichte mich schon ein Brief aus dem Kanton des heiligen Fridolin. Darin war die Rede von einem tiefen «Loche», durch welches ein scharfer, kalter Wind wehe, und das daher auch Windloch heiße. Es sei viele hundert Meter lang und erstrecke sich in den Untergrund der Silbern hinein, also unter das größte Karrenfeld der Schweiz, in dessen Schoße auch das Hölloch liege. Das war so verheißungsvoll, daß ich mich zu einer ausgiebigen Rekognoszierung entschloß.

Ein halbes Jahr später, am 26. Juli 1953, folge ich mit drei Begleitern dem Rufe, darunter auch mein Schicksalsgenosse Jean Gygax von unserer zehntägigen «Haft» im Hölloch. Durch einen leuchtenden Sommermorgen fahren wir den Glarner Bergen zu. In der Einsamkeit eines tief eingeschnittenen Bergtales verlassen wir den Wagen und wandern, mit Biwakmaterial reich befrachtet, mit Seilen und Mauerhaken wohl versehen gegen den Talhintergrund. Der Aufstieg über Geröllhalden und Flühe kostet manchen Schweißtropfen. Ein falscher Einstieg zwingt uns zu einem kräfteraubenden Umweg. Das lange Suchen nach dem versteckt gelegenen Höhleneingang raubt uns viel kostbare Zeit. Endlich aber stehen wir in einer Rinne vor einem breit gähnenden Munde, dem eisige Luftschwaden entströmen: dem Windloch.

Wir nehmen uns kaum Zeit, das Material geordnet niederzulegen. Mit dem Ärmel wische ich mir das schweißnasse Haar aus dem Gesicht. Dann kriechen wir, nur mit der Stablampe bewaffnet, schnell ins Loch hinein. Nach wenigen Metern können wir uns erheben und finden in einer windstillen Nische eine günstige Depotstelle für unser Gepäck. Also zurück, Kleider wechseln, der Angriff beginnt.

Das Windloch ist mir neu, doch erkenne ich sofort, daß von Zeit zu Zeit ein reißender Wasserstrom hier durchbrausen muß, und daß sich hinter dem Eingang in einem solchen Falle sofort ein Siphon bilden wird. Es ist somit größte Vorsicht am Platze.

Nach einer warmen Suppe beginnen Vorstoß und Vermessung. Beides geht Hand in Hand, so daß die Arbeit getragen und angespornt wird durch die Frage: «Was kommt wohl weiter vorn?» Die Höhle hat am Anfang beachtliche Ausmaße, mißt sie doch bis zu sieben Meter Breite und zwei Meter Höhe. Aber schon bei Punkt zwei ändert sich das Bild. Ein Wirbelkanalgang von vier bis acht Metern Höhe senkt sich gegen Südosten. Das Geröll und die Wellenfurchen des lehmigen Sandes beweisen, daß das Wasser hier bergauf fließen muß. Unversehens stehen wir nach dreißig Metern an einem rechtwinklig abgebogenen, tintenschwarzen See, auf dessen regungsloser Oberfläche sich das Höhlendach unverzerrt spiegelt. Im Hintergrunde rauscht ganz fern ein Bach. Die bewegungslose Luft aber zeigt, daß ein Siphon den Gang luftdicht sperren muß, daß auf diesem Strang nicht mit einem Weiterkommen gerechnet werden kann.

Von Punkt zwei aus folgen wir der andern Richtung. Der neue Gang wird bald niedrig, endigt sogar an einer lehmverstopften Spalte. Der Wind führt uns seitwärts in einen niedrigen Stollen, wo wir mühsam über einen kleinen See von Platte zu Platte kriechen. Die Decke liegt stellenweise nur noch 70 Zentimeter über dem Wasserspiegel. Der Wind pfeift scharf, zwingt die Flamme der Stollenlampe nieder und löscht sie zuletzt ganz aus. Es ist nur drei Grad, die nassen Hände sind längst erstarrt. Also vorwärts ins Dunkel; weiter vorn muß es trocken sein. Die Stelle sieht schlimm genug aus. Etwas mehr Wasser und wir sind eingeschlossen. Dieser Gedanke ist wenig angenehm im Erinnern an die Ereignisse im Hölloch vor einem Jahre. Vorläufig aber vermessen wir weiter, bis der Gang unvermittelt sieben Meter hoch wird. Hier, nach 158 Metern Gesamtlänge, unterbrechen wir die Vermessung. Jean muß heimkehren, der Abend nähert sich. Nach kurzer Zeit stehen wir wieder am Eingang und genießen die wunderbar warme Luft des sommerlichen Spätnachmittages. Aber über den vordem so hellen, blauen Himmel jagen vereinzelt dunkle Wolken, denen wir kritisch nachblicken. In der Tiefe verschwindet unser Freund mit einigen hilfsbereiten Menschen, die uns geholfen haben, das schwere Material zur Höhe zu schleppen. Wir drei sind allein.

Wieder tauchen wir in die kalte, winddurchbrauste Finsternis der Höhle, knien etwas unlustig vor dem «Kriechsee». Alois Gauch und mein zwölfjähriger Bub, der das erste Mal dabei sein darf und des Vaters alte Höhlenausrüstung noch nicht ganz ausfüllt, machen sich daran, durch das Verlegen von Steinplatten den Übergang angenehmer zu gestalten. Unterdessen stoße ich allein weiter vor und entdecke nicht nur den Windgang, sondern dringe auch in den Spaltengang ein. Ein alter Steinmann zeigt mir, daß ich nicht der erste Besucher bin. Alles deutet darauf hin, daß auch das größte Hochwasser nicht bis hier hinauf reicht, eine recht beruhigende Feststellung. In mir kriecht allmählich ein ungutes Gefühl wegen des Wetters hoch. Wieder gehen wir hinaus. Betroffen stehen wir vor der Bescherung: Ein kleines Gewitter erhellt mit blauleuchtenden Blitzen den dunkelnden Abend. Da die Höhle keine Sicherheit mehr bieten kann, packen wir zusammen und kriechen etwas tiefer unter einen tropfenden

Überhang. Bald schläft mein Bub selig in seinem Schlafsacke, während ich mit angezogenen Beinen zwischen zwei Tropfstellen auf dem Rucksack sitze und dem Morgen entgegenfriere.

Schon zeichnet die beginnende Dämmerung die gegenüberliegende Bergsilhouette an den Himmel, da dampft vor mir auf blaubrennenden Metatabletten die Suppe, meine Begleiter bewegen sich und blicken begehrlich nach dem wärmespendenden Gebräu. Der Regen hat aufgehört. Eine Stunde später sind wir wieder in der Höhle und finden alles unverändert. Es ist gut zu wissen, daß ein kleineres Gewitter keinen Einfluß ausübt. Viel wird nicht mehr gearbeitet. Bald kehren wir um. Ergebnis: 158 m vermessen, mehrere Seitengänge entdeckt, den Gangcharakter studiert und Gewißheit darüber erlangt, daß mittlere Niederschläge ungefährlich sind.

Der 8. August sieht uns erneut an der Arbeit. Diesmal gehen wir dem Winde entgegen in den Windgang. Der brausende Höhlensturm bläst die Grubenlampen aus; wir arbeiten mit der Taschenlampe weiter. In scharfen Winkeln zieht sich der Gang hin. An Verwerfungen steilen Schlote in die Höhe. Allmählich wird der Querschnitt kleiner und ist zuletzt wenig mehr als einen Meter hoch und breit. Plötzlich gleitet der Blick in schwarze Finsternis, fällt ins Leere. Gespenstisch hallt das Echo wider. Der Strahl des Scheinwerfers hebt ferne Wände aus dem Dunkel und blinkt weit unten auf einer Wasserfläche auf. Wir loten die Tiefe aus; es sind zwölf Meter. Unten muß Wasser sein, mit Steinen untermischt. Die Wand unter uns ist überhängend und glatt geschliffen, unsern Hilfsmitteln entzogen. Lange studieren wir den Echodom, unter dessen Decke unser Gang schon nach 115 m ins Leere mündet.

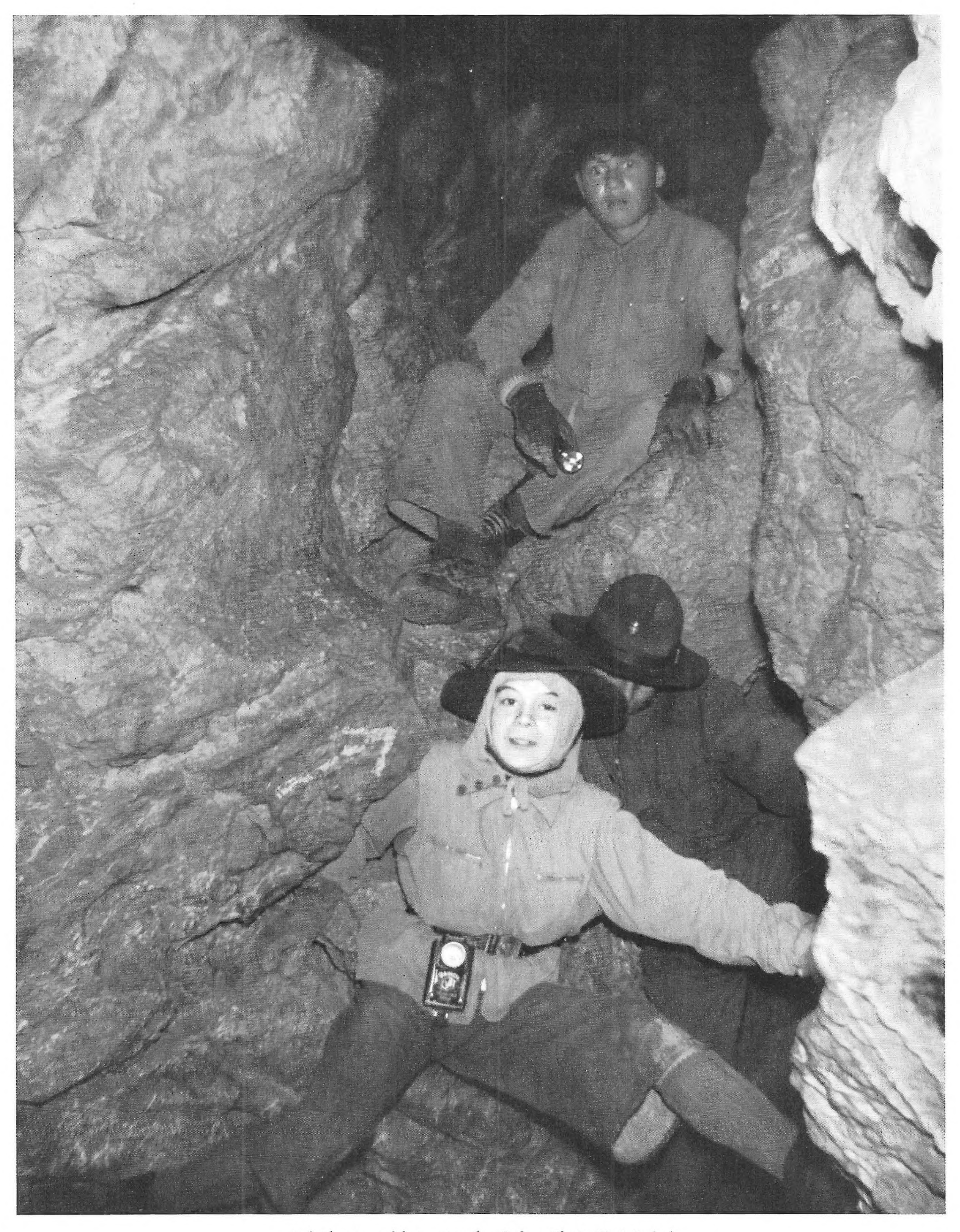
Nach dem Imbiß rücken wir dem «Spaltengang» zu Leibe. Hier ist eine senkrechte Kluft durch Wasser ausgeräumt worden. Sturzblöcke sind in ihm verklemmt, so daß man bald hoch über dem Boden dahinturnt, bald unten durchschlüpft. Höhlenlehm überzieht die Blöcke, Sinter kriecht in gespenstischen, milchigen Adern aus seitlichen Löchern. Hie und da steht ein schmutziger Tropfstein. Die Arbeit ist mühsam. Nach 197 m knien wir gebückt vor einem Trümmerberg. Die Höhle ist eingestürzt. An der niedrigen Decke winkt ein graues Stück Papier, das Zeichen eines früheren Besuches, wohl der ersten Menschen, die diesem Gange bis zum Ende folgten. Wir entziffern die Worte: 17.9.1923, Anton Gubser, Jakob Arnold, Alfred Marti. Nur ein einziger Monat fehlt zum Jubiläum! — Wenige Stunden später haben wir Vater Gubser für seine einstige Leistung herzlich gratuliert. «Geht's weiter?» frägt er. Aber wir wissen keine Antwort darauf, wollen wiederkommen, dieses Rätsel zu lösen.

Ein Jahr später keuchen fünf höhlengewohnte Leute die Steilhänge zum Windloch empor. Es gilt, dem Echodom mit Seil und Strickleitern, Mauerhaken und Karabinern auf den Leib zu rücken. Res Hänggi und Jean Gygax sind wieder mit von der Partie, dazu kommen neu Toni Bucher und Peter Schönbächler. Es ist Abend des 4. Septembers, da stehen wir durchfroren am Echodom und lassen die Strickleiter in die Tiefe sinken. Toni geht als erster und nimmt das am Seil herunterpendelnde Gummiboot in Empfang. Ich folge als zweiter. Drei Gänge strahlen von diesem Raume aus, der mit 24 Metern Länge, zehn Metern Breite und sechzehn Metern Höhe imponierende Ausmaße zeigt. Der erste Gang zielt nach Nordosten und beginnt mit einem See, ebenso der zweite, der in südwestlicher Richtung verläuft. Hier schicke ich Toni und Peter auf eine Rekognoszierungsfahrt, denn es kann nur der große Zugang ins Bergesinnere sein. Wir drei andern widmen uns unterdessen dem kleinen dritten Gang, der einer Schlucht gleichend in Stufen in die Höhe führt; Kolk folgt auf Kolk. Selten ist er breiter als ein halber Meter. Weiter hinten füllt ihn Höhlenlehm. Bei 112 m Abstand vom Fußpunkt der Strickleiter ist er durch Staulehm vollkommen geschlossen.

Wie wir zurückkommen, springen uns die beiden andern mit leuchtenden Augen entgegen. «Hier!» Toni reicht mir einen armdicken Stalaktiten. An der Wand lehnt eine wahre «Alpenstange» von einem Tropfstein. «Weiter hinten liegen noch viele am Boden», rühmt er. «Aber der See!» Geheimnisvoll nickt er seinem Kameraden zu.

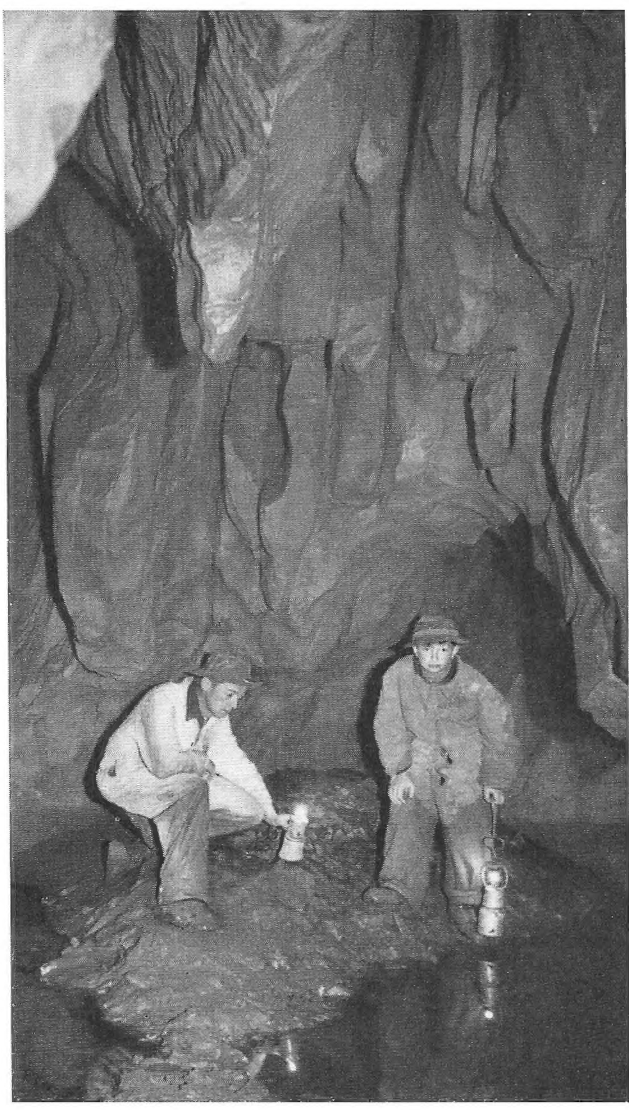
Toni liegt bäuchlings auf dem Gummiboot und paddelt mit bloßen Händen um die Ecke. Bald kann ich nachfolgen, dann Res. Eine zwei Meter breite Schlucht nimmt uns auf. Nach zwanzig gewundenen Metern erreichen wir einen Klemmblock, der die Weiterfahrt hindert. Wie unser vier darauf stehen, ist jeder Platz besetzt. Einer muß am andern Ende zurückbleiben. Jetzt gondelt Toni wieder weiter, dann Res, dann ich. Im gewundenen Kanal werde ich seitwärts an die Wand getrieben, ein leichtes Schleifen, dann ein dumpfer Knall, ein scharfes Zischen: Eine Felszacke hat mich torpediert! Mit der Hand ertaste ich den kleinen Riß, dieweil das Boot bedenklich an Tiefgang zunimmt. Ich lege den Daumenballen auf das Loch und lande etwas später heil, wenn auch naß am andern Ufer. Wir können das Boot nicht flicken und entlassen es in Richtung Klemmblock. Mühsam retten sich die beiden Zurückgebliebenen in den Echodom, von wo sie den Marsch zur Alp hinunter antreten, um den Riß zu schließen. Wir werden das Flickmaterial nie mehr vergessen!

Unterdessen ist es ein Uhr morgens des 5. Septembers geworden. Wir stoßen durch den herrlichen Schluchtgang gegen Süden vor. Die Decke liegt in schwindelnder Höhe über uns. See folgt auf See. Die meisten umgehen wir seitlich auf schmalen Leisten und verfestigten Konglomeraten. Aber auch knietiefe Fußbäder bleiben uns nicht erspart. Stellenweise zwingen Sturzblöcke zum Klettern. Nach 25 Meßstrecken stehen wir in einem gewaltigen schwarzen Dome, dessen Höhe durch unsern Scheinwerfer nur schwach erhellt werden kann. Ob wir ihn mit 35 Metern Höhe wohl überschätzt haben? 20 Meter über uns öffnet sich ein großer Gang. Der glatte Überhang, über dessen düsterdunkle Wände weiße Sinterbärte herunterhangen, ist



«Auf Abenteuerfahrt unter der Erde.» Photo H. J. Imholz.

Eine der zum Atlantis-Photowettbewerb vorigen Jahres eingeschickten Aufnahmen, die den abenteuerlichen Abstieg der jugendlichen Höhlenforscher als Höhepunkt der Ferienerlebnisse darstellt.

Von der Erforschung des «Windlochs». *Links:* Der Abstieg über die Strickleiter in den Echo-Dom. Links oben sieht man die Mündung des Windganges. – *Rechts:* Vor dem vorläufigen Ende des Seeganges. Das Wasser hat im Kalk den Spalten entlang das Gestein herausgelöst.

uns jedoch unzugänglich. Was hilft es uns, daß wir vor mannsdicken Stalagmitentrümmern stehen, die diesem Gange entstammen! Wir können nicht fliegen.

Die Fortsetzung ist kleiner, niedriger, nur drei, vier, fünf Meter hoch. Dafür erfreut uns ein Wald weißer Sinterröhren, eine begeisternd schöne, schneeige Kerze von fast zwei Metern Höhe klebt seitlich an einem Block. Dann folgt ein glattes Gangstück mit leichtem Lehmüberzug und darauf eine tiefe Bodenspalte, in der ein Stein endlos lange in die Tiefe kollert. Wir sind offenbar auf dem normalen Laufweg des Wassers. In der Luft hängt drohend die Gefahr, die nassen, gekehlten Wände gleißen hämisch, als wollten sie sagen: «Ihr seid hinter den Seen eingeschlossen — wenn's uns paßt, dann...!» Das Wasser muß sich mit unbeschreiblicher Wucht den Weg in die Tiefe bahnen. Sicher strömt ein Teil aus den Seitengängen, die über glatten Überhängen einmünden. Res meistert einen tiefen, wassergefüllten Kolk auf einer hauchschmalen Kante und verschwindet hinter einer Felsnase. «Ein Abgrund!» ruft er zurück; «tief, nicht zu bewältigen!» Also aus! Jenseits des Schlundes ginge es weiter. Aber die Wände sinken in scharfer Glätte in unergründliche Tiefen. Hier, 415 m nach Punkt Null, geben wir auf.

Um vier Uhr morgens sind wir wieder beim Fjord angelangt. Sitzen, schlafen dürfen wir nicht. Der kalte Wind pfeift um die Ohren. Vier volle Stunden wandern wir hinter dem See geduldig auf und ab, sorgfältig unser Verhalten für den Fall eines Wassereinbruches erwägend. Dann kommen Jean und Peter zurück und entführen uns in die Freiheit.

Das Ergebnis darf sich sehen lassen. Mit 1040 m Länge gehört das Windloch zu den großen Höhlen der Schweiz, wenn es auch bei weitem nicht ans Hölloch oder ans Nidlenloch heranreicht. Die Gänge sind besonders eindrücklich, weil sie alle Stadien und Stufen der Höhlenbildung in zum Teil modellhaften Formen aufweisen, ein Studienobjekt für alle, denen an wissenschaftlicher morphologischer Höhlenforschung gelegen ist.



Die Decke des Schluchtganges ist dicht besetzt mit Wassertropfen, aber nur ganz vereinzelte Stellen sind mit Stalaktiten behangen. Windstöße, vielleicht auch die Spritzer einer Hochwasserwelle, haben einzelne dieser zarten Gebilde heruntergebrochen. Oder hat etwa ein Erdbeben sie von der Decke gerüttelt, da doch vor uns noch nie ein Mensch diesen Raum betreten hatte?



Dieser zwei Meter hohe Kerzenstalagmit im hintern Schluchtgang steht wie ein letzter Gruß einer steinernen Wunderwelt, bevor man sich in die drohende Druckstollenstrecke begibt, wo vermutlich bei jedem Regenwetter das Wasser donnernd der Tiefe zustrebt und seinen Überschuß zischend nach vorn gibt, Schluchtgang und Echodom mit Wasser teilweise füllend.



Die Höhle von Pierre St-Martin in den französischen Pyrenäen, deren Erforschung nach dem Zweiten Weltkrieg zu aufsehenerregenden Zwischenfällen führte.







Links oben: Der Eingang zum Schacht von Pierre St-Martin an der Pyrenäengrenze zwischen Frankreich und Spanien.

Rechts: Einer der Forscher läßt sich mit einem Teil der Ausrüstung für einen mehrtägigen Aufenthalt im Berginnern an einer Fallschirm-Hängevorrichtung den 340 m tief senkrecht abfallenden Schlund hinab.

Links Mitte: Ein Experiment mit Farbstoff: In den unterirdischen Flußlauf, 500 m unter der Erde, wurden 20 kg Fluoreszein geschüttet; die Färbung wurde 8 km weiter talwärts, an einer 1200 m tiefer gelegenen Stelle, nach 12 Tagen sichtbar.

Links unten: Ein kleiner See, 550 Meter unter der Erdoberfläche. Photos Ertaud und Casteret

HÖHLENFORSCHUNG

Von Herbert W. Franke

Nur wenige Schritte führen in das düstere Reich der Höhlen. Dennoch bedeuten sie immer wieder ein Sichlösen von der vertrauten Umgebung, von den liebgewordenen Dingen des täglichen Gebrauchs und eine Auslieferung an eine Welt lebenswidriger Verhältnisse und ungewohnter Gesetze. Die Tausende, die sich in den Sommermonaten mit Autobussen zur Beatushöhle bei Interlaken und zur Dechenhöhle bei Lethmate in Westfalen oder mit der Seilbahn zu den Eishöhlen des Dachsteins in Oberösterreich bringen lassen, umweht zwar eine Ahnung von der Fremdheit und Eigenart des unterirdischen Karstes, wenn sie auf sicheren, betonierten Wegen durch die Gewölbefluchten wandern und das Licht der Scheinwerfer Tropfsteinfiguren und Eisgebilde aus dem Dunkel hebt; aber von ihrer Ursprünglichkeit, von der drückenden Einsamkeit endloser leerer Gänge, von der Stille zerrissener Kluftstrecken und der undurchdringlichen Finsternis bekommen sie wenig zu spüren. Diese Eindrücke sind das Erlebnis der Männer, die sich der Erforschung der Höhlenwelt verschrieben haben und die jedes Jahr bei Tiefenfahrten und Expeditionen versuchen, weiter ins Berginnere vorzustoßen, um der Dunkelheit neue Geheimnisse zu entreißen.

Wir hörten in der letzten Zeit wieder mehr von ihnen. Die Speläologie, die Lehre von den Höhlen, ist in den vergangenen Jahren in ein neues Stadium getreten — man hat ihre Bedeutung für die Geologie erkannt. Früher war sie vor allem mit der Urgeschichte verbunden; wir verdanken ihr einen Großteil unseres Wissens von den Lebensverhältnissen in prähistorischer Zeit. Ganze Vitrinenreihen der Museen sind mit Höhlenfunden gefüllt; in Höhlen haben sich großartige Kunstdenkmäler längst versunkener Kulturepochen erhalten, Ritzzeichnungen und Gemälde aus dem nordspanisch-südfranzösischen Höhlengebiet und neuerdings auch aus dem süditalienischen Raum. Stammen die meisten Artefakte, hauptsächlich Tonscherben und bearbeitetes Knochen- und Steinmaterial, aus den Eingangspartien der Höhlen, so war zur Entdeckung der Bilddarstellungen schon ein tieferes Eindringen in den Schoß der Erde notwendig; doch waren jene älteren Höhlenforscher nicht eigentlich Fachgelehrte, sondern einfach Menschen, die das Abenteuer und die Entdeckerfreude lockten, die sich an ungehobenen Schätzen der Natur freuen konnten und dafür Mühe und Gefahr in Kauf nahmen.

Heute sieht man die Höhlenkunde in einem anderen Licht. Es sind Fachgelehrte ersten Ranges, die ihr nicht nur ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden, sondern sich auch nicht scheuen, selbst mit flackernden Karbidlampen durch Kamine zu klettern und durch Wasserröhren zu kriechen. Denn in den Höhlen erhalten sich Formen ungleich länger unverändert als an der den Kräften der Verwitterung schonungslos ausgesetzten Erdoberfläche; wie sie vom Wasser vor Jahrtausenden verlassen wurden, liegen die unterirdischen Flußbetten noch da, und jede Lehm- oder Rollschotterschicht erzählt von Wasserstauungen und Stromschnellen, jeder Sprung in den Felsbänken von Gebirgsbewegungen und jede Sinterschicht vom Klima der Vergangenheit. Wer in den Spuren zu lesen versteht, entwirft damit ein lebendiges Bild vom Walten und Wirken der Natur, vom Wechsel der Eiszeiten und dem Schicksal der Gebirge.

Die Höhle gibt aber ihre Geheimnisse nicht gerne preis. Schwierig sind nicht so sehr die örtlichen Hindernisse, die Stufe im Horizontalzug, die mittels Drahtseilleitern überwunden wird, der Abgrund, den man durch Reihen von in den Fels getriebenen Kletterhaken überbrückt, der Wasserlauf, über den man sich an die Wände gestemmt arbeitet, der Schluf (so nennt man jene engen Röhren, durch die man sich nur liegend, das Gepäck hinter sich herziehend, zwängen kann), der See, den man auf mitgebrachten Schlauchbooten durchquert, und vieles andere, als vielmehr die Verhältnisse, unter denen dies geschieht, in der knapp über dem Nullpunkt liegenden Temperatur der Hochkarsthöhlen, im Dämmerlicht der Karbidlampen, mit denen jeder Fußbreit Boden erst abgeleuchtet werden muß, in der ständigen Gefahr abzustürzen oder auch nur durch einen verstauchten oder gebrochenen Fuß die Rückkehr ans Tageslicht in Frage zu stellen. Dazu kommt noch die Belastung mit schwerem Gepäck, die für oft tagelange Aufenthalte im Innern des Gebirges notwendigen Vorräte an Essen, Karbid und Heizstoff, die unentbehrlichen Schlafsäcke, Sicherungsseile und die schweren Drahtseilleitern, aber auch die empfindlichen Geräte zur wissenschaftlichen Auswertung, Thermometer, Feuchtigkeitsmesser, Vermessungswerkzeuge, Photoapparate und so weiter. Oft muß jeder Expeditionsteilnehmer für den Transport zweier vollbepackter Säcke sorgen und ist dadurch gezwungen, jeden Weg sechsfach zurückzulegen.

Aus all dem geht hervor, daß größere Höhlentouren nicht Sache von Einzelnen sind, sondern daß eine ausgesuchte, erprobte und eingespielte Mannschaft dazu notwendig ist. Heute gibt es fast in allen Ländern, die Großhöhlen besitzen, Institutionen, die sich die Erforschung der Höhlenwelt zur Aufgabe gemacht haben und in engstem Kontakt mit Universitäten und Forschungsinstituten stehen.

Die Zahl der Höhlen, die nur teilweise oder gar nicht erkundet sind, ist viel größer, als man ahnt. Es gibt aber auch genug Höhlen, die man als völlig durchforscht betrachtet und in denen unversehens neue Teile entdeckt werden. Ein Beispiel ist das Katerloch bei Weiz in der Steiermark, bis 1952 als 132 m tiefer Schacht ohne besondere Anziehungspunkte bekannt. Bis der Höhlenführer der benachbarten Graßlhöhle, Hofer, eines Tages vom Schachtgrund aus 15 m hoch an einer überhängenden Wand aufstieg, in unbekannte Regionen gelangte und dabei den schönsten Tropfsteinraum Österreichs fand, die 140 m lange und 85 m breite «Phantasiehalle», in der man sich in einen versteinerten Wald verirrt glaubt. Sie enthält nicht weniger als 2000 Bodenzapfen und 250 vom Boden bis zur Decke reichende Sintersäulen. Dem Aufwand gemäß, der für speläologische Exkursionen erforderlich ist, kann sich jedoch die Aufmerksamkeit der Höhlenforschergruppen immer nur auf einzelne Objekte konzentrieren, die dann jahrelang im Blickpunkt des Interesses stehen, wie etwa in Salzburg, wo die große Aufgabe, die sich den Speläologen bot, die Eisriesenwelt war. Ihnen, die sich nicht gescheut haben, den Eiswall zu erklettern und den Durchbruch in die hinteren Regionen zu erzwingen, indem sie durch den berüchtigten Eissee tauchten, haben wir es zu verdanken, daß wir die Ausdehnung der Höhle kennen: im heutigen Stadium der Erkundung umfaßt sie Strecken von insgesamt 42 km. Für die nächste Generation der österreichischen Forscher war die heute leider wieder stark in Vergessenheit geratene Eiskogelhöhle maßgebend.

Die heutige Generation befaßt sich vor allem mit der «Tantalhöhle». 1947 entdeckte sie Alfred Koppenwallner

durch systematisches Suchen in 1780 m Höhe im Salzburger Hagengebirge. Die ersten Vorstöße dauerten zehn bis zwölf Stunden; später dehnten sich die Begehungszeiten mehr und mehr, und schließlich mußten die Salzburger zu einer besonderen Zeiteinteilung greifen, wobei sie vierundzwanzig Stunden arbeiteten und ebenso lange Rast hielten. Das ging einmal neun Tage lang so fort. Schließlich genügte auch das nicht mehr, und man entschloß sich zu tagelangen Aufenthalten in der Höhle, da schon zum Erreichen des jeweiligen Endpunktes mehrere Tage erforderlich waren. Dazu wurde ein Tagesmarsch vom Eingang entfernt ein Stützpunkt und Rastplatz geschaffen, die «Biwakschachtel», eine Blechhütte nach dem Muster der Unterstände von Außentouristen.

Die bisher größte Expedition durchquerte zwei Drittel des Hagengebirges und hielt sich 209 Stunden ununterbrochen in der Höhle auf.

Auch die steirische Speläologengruppe hat durch ein Großunternehmen, die Tauplitzexpedition, von sich reden gemacht. Im Jahre 1949 stürzte ein Skifahrer über eine Hochfläche des Toten Gebirges in einen Schacht und konnte bisher nicht geborgen werden. Als im Sommer 1951 die Expeditionsgruppe auf das Plateau kam, fand sie nicht wie erwartet einen Schacht, sondern deren hunderteinundfünfzig, die während des Winters vom Schnee verdeckt waren. In einer Woche wurden insgesamt 2364 m senkrechte Höhendifferenzen überwunden und ebensoviel Meter Drahtseilleitern ausgehängt. Infolge der Unzahl von Schächten konnten nur wenige eingehender untersucht werden; in einem der tiefsten, in dem kein Grund erreicht wurde, überraschte ein Höhengewitter die Forscher. Sie hatten es nur dem glücklichen Zufall zu verdanken, daß sie sich gerade in einer sackartigen Erweiterung einer Kluft befanden, sonst hätte sie die einstürzende, Schotter und Felsblöcke mitreißende Wasserflut in die Tiefe geschwemmt.

Der erste große gemeinsame Einsatz der zusammengeschlossenen Höhlenforscher Österreichs erfolgte 1953 am Ötscher in Niederösterreich. Der Zweck war, den Grund eines Riesenschachtes zu erreichen, der vom rechten Zweig der bekannten Eishöhle «Geldloch» in die Tiefe führt. Zwanzig Expeditionen, die erste im Jahre 1651, bemühten sich vergeblich um dieses Ziel, das erst das Spitzenteam der Ötscherexpedition 1953 in 410 m Tiefe nach dreimaligem Biwakieren im Schacht erreichte.

Auch aus Oberösterreich wurde eine überraschende Entdeckung gemeldet: die Hierlatzhöhle. Im Dachsteingebiet drangen Forscher durch ein bisher unbeachtetes Loch durch eine geräumige Gangstrecke etwa einen Kilometer in den Berg ein; als sie glaubten, am Ende zu sein, fanden sie eine abwärtsführende Spalte, die den Eintritt in einen kilometerlangen gigantischen Tunnel vermittelte, wie man sie im mitteleuropäischen Raum nur von der Dachsteinmammuthöhle her kennt. Und erst vor kurzem wurde eine neuentdeckte Höhle erstmalig durchgekämmt: die Westliche Almberg-Eishöhle auf der Hochfläche des Dachsteins, in der drei abwärts führende Schächte dem Vorstoß vorderhand ein Ende setzten.

In Frankreich ist es die Pyrenäenhöhle von Pierre-St-Martin, die die Gemüter erhitzt. Im Jahr 1952 stieg eine 13köpfige Expeditionsgruppe unter der Führung des belgischen Physikers Prof. Max Cosyns in den Schacht ein. Nach viertägigem Aufenthalt im Höhlensystem der unterirdischen Pyrenäen sollte der französische Forscher Marcel Loubens aufgeseilt werden, stürzte jedoch 40 m tief ab und verblutete in 365 m Tiefe. Der erste, der in den Schacht stieg, um ihm zu helfen, war der Arzt Dr. André Mairey, dem ein ähnliches Unternehmen selbst fast den Tod gebracht hätte: kurz nach Kriegsende wurde er mit elf anderen Expeditionsteilnehmern in den Wasserhöhlen von Lemont bei Villars-les-Blamont von einer Überflutung überrascht, die sechs seiner Männer das Leben kostete.

Schon 1953 drang eine neue Expedition in den Schacht von Pierre-St-Martin ein, diesmal unter der Führung von Robert Levi und Norbert Casteret, dem Meister der französischen Speläologie. Die Höhle von Pierre-St-Martin besteht aus mehreren Riesenräumen, die durch einige Klüfte mit der 500 m höher liegenden Oberfläche verbunden sind; der erste, die «Elizabeth-Casteret-Halle», ist 500 m lang und 100 m hoch, der zweite Raum, die «Loubens-Halle», übertrifft die erste noch mit ihrer Höhe von 200 m. An der tiefsten Stelle wurde ein Flußlauf von großer Ergiebigkeit gefunden. Durch einen Färbeversuch konstatierte man den Zusammenhang mit einer 8 km entfernten Quelle.

Weniger sensationell, dafür wissenschaftlich ebenso reizvoll war der Durchbruch, der dem Führer der Karlshöhle bei Erpfingen im Schwäbischen Jura im Jahre 1949 gelang. Er drang durch ein enges Loch in der Wand einer Tropfsteinhalle in mehrere aufeinanderfolgende Hallen ein, die besonders reich an Bärenknochen sind, von denen manche in Sinterschichten eingebettet liegen.

Auch im klassischen Karst von Istrien und Jugoslawien sind die Speläologen am Werk. Die Triestiner beschäftigen sich hauptsächlich mit der «grotta di Trebiciano», in der nach einem Schachtabstieg von über 300 m ein Dom entdeckt wurde, der durch einen Siphon, also eine wasserüberflutete Strecke, abgeschlossen ist. Von Schlauchbooten aus wurden hier Tauchversuche unternommen, die allerdings noch zu keinen Erfolgen geführt haben.

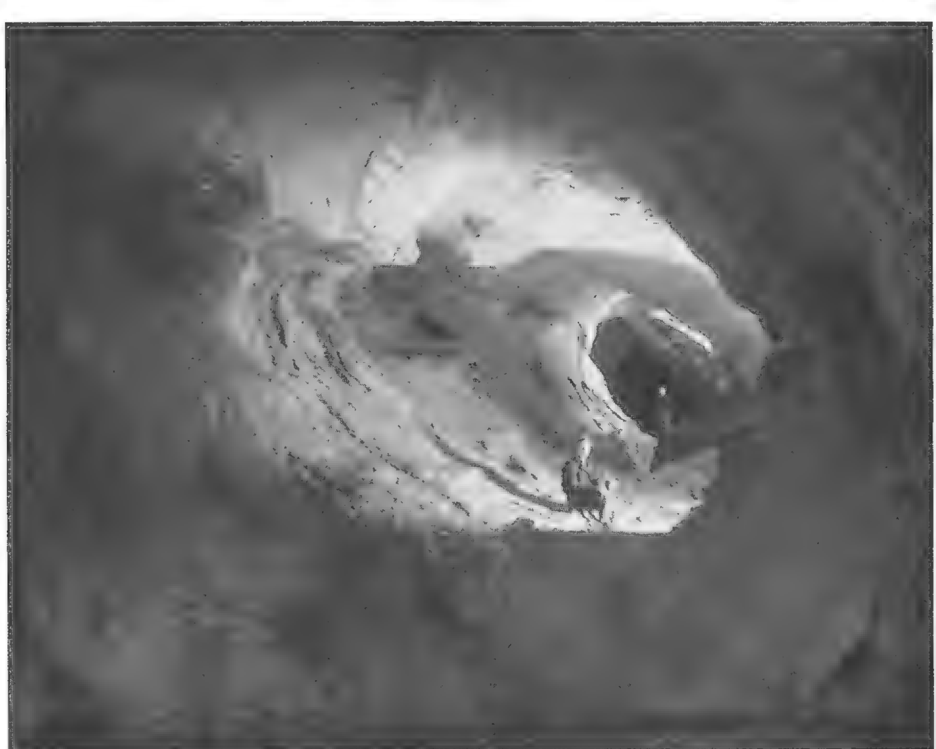
In Jugoslawien, und zwar in Adelsberg, wurde ein Institut für Höhlenkunde errichtet. Als praktische Arbeit haben sich die Forscher die Höhle von Predjami ausgesucht, die unterhalb des berühmten Höhlenschlosses von Luegg bergwärts führt. Über drei Kilometer reicht das in sieben Etagen gegliederte Labyrinth ins Innere. Daneben werden immer wieder Versuche unternommen, auf den Höhlenflüssen Reka und Pivka weiter vorzudringen und die Verbindungen zwischen den einzelnen wechselnd ober- und untertägig fließenden Flüssen zu erkunden.

Auch in der Schweiz hat eine Epoche großer Aktivität begonnen. Im Hölloch, in der Nähe von Muotatal, einer schon zu Beginn dieses Jahrhunderts bearbeiteten Höhle, begann 1949 eine Zeit neuer Forschungen, die seit 1952 im Mittelpunkte des Interesses stehen. Es bildete sich eine Arbeitsgemeinschaft SAC-Höllochforschung, die unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. A. Bögli steht. In den Neujahrstagen 1952 stößt eine Gruppe unter dem technischen Leiter Hugo Nünlist über einen Absturz in den Beginn des SAC-Gangsystems vor, das heute fast 20 km Länge mißt. 1954 glückte es Prof. Bögli, seitlich an den Hochwasserlauf vorzustoßen und dadurch weitere ausgedehnte Gänge zugänglich zu machen. Die Arbeitsweise der Arbeitsgruppe Hölloch erinnert an die der Tantalhöhlenleute. Wie dort sind tagelange Märsche und Materialtransporte notwendig, um nur bis zum jeweiligen Ausgangspunkt der Neuforschung zu gelangen. Die ununterbrochenen Aufenthalte dauerten schon mehrfach bis zu zehn Tagen. Im Gegensatz zur Arbeitsweise in der Tantalhöhle werden die zahllosen Nebenstrecken möglichst laufend aufgenommen. Im Hölloch sind bis heute 47 km vermessen worden, und es ist damit zur größten Höhle der Alten Welt geworden. Die Forschungen gehen unermüdlich weiter. Was hier in trockenen Worten gesagt ist,

Die Tantalhöhle, Hagengebirge (Salzburg)

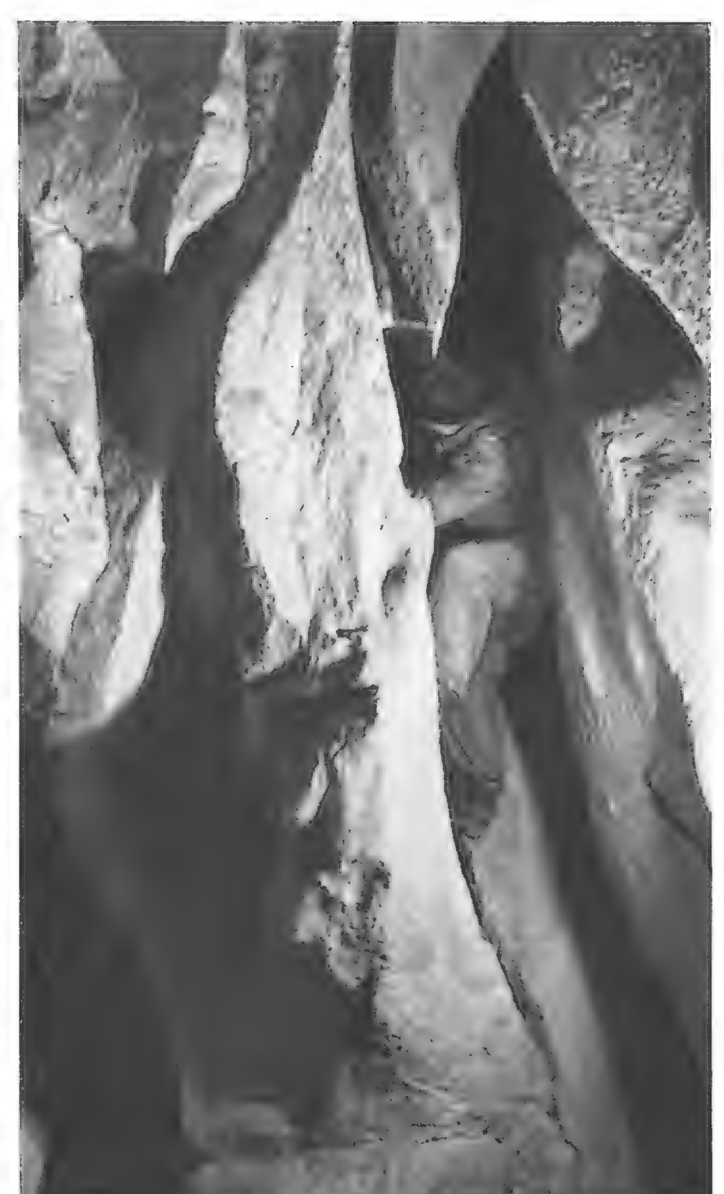


Der «Gotische Gang»



Der «Schöne Gang» zeigt das selten schöne Profil eines alten unterirdischen Wasserlaufs.
Photos: Gustave Abel


1


2


3


4

Seite links:

1. Dürntaler Tropfsteinhöhlen (Steiermark, Österreich): Tropfsteinwald in der «Phantasiehalle» im «Katerloch».
Photo Hermann Hofer.

2. Tauplitzexpedition (Steiermark). Eine schwierige Kletterpartie im Schacht XIII.
Photo G. Knobloch.

3. Bärenhöhle bei Erpfingen (Schwäbischer Jura).
Photo Klaus Collignon.

4. Hierlatzhöhle, Hallstatt (Oberösterreich): An der Sandhalde.
Photo Herbert Franke.



Seite rechts, oben:

Eisriesenwelt im Tennengebirge (Salzburg): im «Eispalast».
Photo: G. Abel.

Rechts:

Westliche Almberg-Eishöhle, Dachsteinplateau (Oberösterreich): Ende des «Wassergangs».
Photo Herbert Franke.



was sich auf dem Papier nur in nüchternen Angaben wie Kilometerweiten oder Erkundungsstrecken ausdrücken läßt, bedeutet in Wirklichkeit den letzten Einsatz aller körperlichen und geistigen Kräfte gegen die Unbilden einer erbarmungslosen, urtümlichen Wildnis, die konzentrierte Anspannung und den höchsten Aufwand eines eisernen Willens.

Die Höhlenforschung ähnelt in vielen Belangen der Unterwasserforschung, wie sie in den letzten Jahren aufgekommen ist. Wie bei ihr wird eine Gegend erschlossen, deren Gesetzlichkeit den menschlichen Erfordernissen widerspricht. Wie bei ihr — wenn auch in ganz anderer Weise — offenbart sich eine Welt bizarrer Formen und ungewohnter Naturschönheit. Und wie bei ihr kommt der Forscher nicht nur in den Genuß unvergeßlicher Eindrücke, sondern er darf auch den Schleier wieder ein Stück heben, der vor den Gesetzen liegt, denen die lebendige und die tote Substanz unterworfen sind.



Dürntaler Tropfsteinhöhlen, Katerloch. Der «Hai» in der «Denkmalhalle», ein 6 m langer niederhängender Zapfen. Photo Hermann Hofer.



La Grotte du Bournillon, Savoyen.
Photo Bögli.



Flachkarren entstehen durch Abtransport der Karrenspitzen infolge Wanderung von Firn und Eis. Sie brechen jeweilen auf der nächsttiefern Schichtfläche ab. Die Anteile, die noch tiefer greifen, bleiben erhalten und zeugen für eine Entstehung vor der letzten Vereisung. Auf den Flächen haben sich wenig tiefe postglaziale Karren angesiedelt. Schrattenfluh, 1700 m Meereshöhe.

DES TEUFELS ACKERFELD

Von Dr. ALFRED BÖGLI

Es geht die Sage, der Teufel habe sich wieder einmal durch Menschen um den ihm gerecht erscheinenden Lohn prellen lassen. In seiner Wut habe er alsdann eine schöne, fruchtbare Alp so gründlich mit seinem Pfluge umgebrochen, daß der blanke Fels zur Ackerfurche geworden sei. An andern Orten hat er mit seinen scharfen Krallen den Berg zerkratzt und aufgerissen, so daß heute nur noch ein weites Karrenfeld zu sehen ist, wo vordem Kühe in fettem Grase weideten.

Wer Karrenfelder quert, wähnt sich wirklich auf des Teufels Ackergrund, wenn die unwirtlich kahlen, unendlich öden und lebensfeindlichen Kalkflächen im heißen Sonnenglaste blenden, oder wenn man im blindmachenden Nebel über die Felsen stolpert. Wenn alles im milchigen Schimmer zerfließt oder die Nacht den unvorbereiteten Wanderer trifft, dann fühlen sich auch Kenner unsicher. In den Alphütten erzählt man am Herdfeuer Geschichten von verirrten Menschen, von der Gefährlichkeit unvermittelt auftauchender Schlünde und der unendlich erscheinenden Weite. Wenn dazu noch der Wind in den Schindeln wimmert und der Regen in an- und abschwellendem Rauschen darauf trommelt, dann vermeint man die verunglückten armen Seelen über die Karrenfelder irren zu sehen. Aber immer wieder trifft man Menschen, die solche finstern Gedanken Lügen strafen, denen es die herbe Schönheit dieser Landschaft angetan hat, die sich für die Fremdartigkeit dieser Gesteinswelt begeistern, und deren Erinnerung voll ist von der Lieblichkeit der gelbleuchtenden Sonnenröschen, der zierlichen Glockenblumen und des straffen Allermannsharnisches.

Eine Wanderung über Karrenfelder zeigt eigenartige Gesteinsformen, die sich in ihrer Einzigartigkeit auch dem Laien leicht einprägen. Es sind meist Karren, die das Bild der Landschaft prägen. Dazwischen schalten sich scheinbar unergründliche Karrenschlote ein. Ihr Hohlraum reicht aber selten tiefer als fünfzehn Meter. Doch sind in der Schweiz fünfzig Meter schon mehrfach überschritten worden. In andern verkarsteten Gebieten ist man vielfach schon mehrere hundert Meter tief eingedrungen.

Karren und Karrenschlote sind die Folge der Lösbarkeit des Kalkes im Wasser, ein Vorgang, der sich in zwei Phasen abspielt. Zuerst wird sehr schnell jene Kalkmenge gelöst, die das Regenwasser sättigt. Dieser Zustand wird etwa bei 14 Milligramm im Liter erreicht. Dabei entstehen die kleinen, doch sehr charakteristischen *Rillenkarren*, hübsche, regelmäßige Kannelierungen, die kaum jemals 50 Zentimeter



Die größten Karrenfelder in der Schweiz liegen im Gebiete des Dreiecks Pragel–Klausen–Kinzig und werden durch die Namen Silbern, Twärenen und Karrenalp deutlich gekennzeichnet. Noch größere Karrenfelder findet man im benachbarten Österreich.

Links: Das Wasser sickert auf Spalten in die Tiefe und kann an bevorzugten Stellen Karrenschlote und Schachthöhlen aus dem Gesteine herauslösen. Karrenschlot auf der Schrattenfluh.



Links: Seekarren am Glattalpsee im hinteren Bisistal. Das Seewasser hat die Rillen im Kalk geschaffen. Rillenkarren entstehen da, wo frisch gefallenes Regenwasser in seiner unverbrauchten Lösungskraft wirken kann. — Karrenalp, 1900 m ü. Meereshöhe.





«Mäanderkarren» nach Art eines mäandrierenden Flußlaufes, wie sie sich auf waagrechten Flächen bilden. Karrenalp.

Links: Ein Netz von Klüften führt das Oberflächenwasser in die Tiefe. Sie werden durch das Regenwasser dabei zu Kluftkarren erweitert. Durch den Gletscher wurden die ursprünglich spitzen Karren abtransportiert. Auf der Schichtfläche haben sich Trichterkarren angesiedelt. Märenberge, 2300 m ü. Meereshöhe.





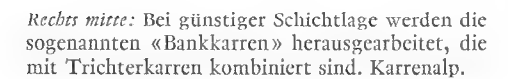
An senkrechten Wänden bilden sich die geradlinigen Regenrinnenkarren. Sie unterscheiden sich durch Größe und Querschnittsform deutlich von den Rillenkarren. Kaiserstockgebiet, 1950 m hoch, an der Grenze Schwyz–Uri.



Spitzkarren bilden das Reifestadium der Karrenentwicklung, da dann die seitlichen Hänge sich in scharfen Kanten verschneiden. Wir finden sie nur selten, wo stilliegender Firn ihre Erhaltung seit der letzten Vereisung ermöglichte. — Gipfel des «Misthaufens» (Kaiserstockkette), 2200 m.







Rechts mitte: Bei günstiger Schichtlage werden die sogenannten «Bankkarren» herausgearbeitet, die mit Trichterkarren kombiniert sind. Karrenalp.

Rechts unten: Wenn ein Gletscher die Karrenzacken nicht nur bis auf die Schichtfläche ausbricht, sondern das Gestein abschleift, dann entsteht eine Kombination alter Karren mit einer Fläche, die wegen ihrer Glätte sich nur langsam mit Karren besiedelt. Unterhalb Blüemberg (Kaiserstockkette), 1950 m.

Länge überschreiten. Sie entstehen nur da, wo unvermischtes Regenwasser voll wirken kann, etwa an vorstehenden Kanten. Die Bildungszeit ist viel kürzer als für die andern Formen. Entsprechend sind sie auch leichter zu zerstören.

Die zweite Lösungsphase verläuft sehr langsam. Das aus den Rillenkarren ablaufende Wasser ist an Kohlensäure vollständig verarmt und nimmt nun aus der Luft solche auf, da es das Gleichgewicht zur Luftkohlensäure anstrebt. Aber das aufgenommene Kohlendioxyd wird laufend wieder zur Lösung von Kalk verwendet, so daß weiterhin ein Defizit bestehen bleibt. Es bilden sich durch die Entfernung des Kalkes neue, charakteristische Formen, die je nach den weitern Umständen zu *Trichterkarren*, *Bankkarren* oder vielgestaltigen *Rinnenkarren* werden. Aus ihnen läuft das Schmelzwasser und Regenwasser auf Grund zahlreicher Messungen mit einem Kalkgehalt von durchschnittlich 17 Milligramm im Liter in die Klüfte (nach *Boegli*, Probleme der Karrenbildung. Geogr. Helv. 3/1951). Sobald jedoch Humuspolster in den Rinnen liegen, dann steigt der Gehalt auf 20 bis 30 Milligramm. Diese Polster sind auch die Ursache der manchmal tiefen, gerundeten Becken in den Karren.

Das Wasser verschwindet in den Karrenfeldern schon nach wenigen Metern im Innern des Gesteines. Die Klüfte, die ihm den Weg in die Tiefe weisen, entstanden im spröden Kalk anläßlich der Gebirgsbildung. Sind sie eng geschart, so bilden sich zuerst messerscharfe Kalkplatten, die *Messerkarren.* Durch die Wirkung des Wassers öffnen sich die Spalten immer mehr; es entstehen die *Kluftkarren.* Das Gefälle hat auf ihre Richtung keinen Einfluß mehr, da diese durch die Klüfte selbst bestimmt wird.

Die Karren machen meist eine Entwicklung durch, deren verschiedene Stadien durch charakteristische Formen gekennzeichnet sind. So gehen die Trichterkarren allmählich in gestufte Rinnenkarren über; die Bankkarren bewahren ihre Formen länger, müssen jedoch zuletzt doch den Rinnenkarren weichen. Wenn diese dann so tief geworden sind, daß sich die Steilwände benachbarter Formen verschneiden, dann wird aus ihnen die eindrückliche Welt der *Spitzkarren.* Diese sind in den Alpen selten, weil sie infolge ihrer großen Tiefe sich nur in dickbankigen Kalken halten können und zu ihrer Bildung so große Zeiträume benötigen, daß die Nacheiszeit hierzu nicht ausreicht. Ihre Zacken geben so ausgezeichnete Angriffspunkte, daß wandernder Firn und Eis sie bis auf die Schichtfläche wegbrechen. Einzig auf kleinen Gipfelplateaus konnten sich die Formen unter einer starren Firnbedeckung halten. Geraten Karren im Verlaufe der Entwicklung unter eine Humusbedeckung, dann erfahren sie charakteristische Veränderungen. Das sehr aggressive, humushaltige Wasser rundet einerseits alle Formen zu und schafft so den Typ der *Rundkarren*, vertieft anderseits die vorhandenen Kluftkarren. Spätere Entblößung führt im Verlaufe eines längeren Zeitraumes wieder zu den normalen scharfen Gebilden, denen aber noch lange Zeit die Wirkung der Vegetation angesehen werden kann.

Mehrere Karrenformen treten häufig zu Formkomplexen zusammen. Schon oben wurde erwähnt, daß die Karrenzacken eiszeitlich weggeschafft worden seien. Auf der dabei entstehenden Fläche haben sich seither neue Karren angesiedelt. Der gesamte Komplex wird als *Flachkarren* bezeichnet. Noch drastischer ist die Erscheinung da, wo der Gletscher den Kalk überschliffen hat, die *Schliffkarren* erzeugend. In all diesen Fällen erkennt man deutlich, daß zwei Karrengenerationen auftreten, eine, die die Reste von Karren aus der Zeit vor der letzten Eisbedeckung umfaßt, und die die tiefen Anteile des Komplexes bildet, und die nacheiszeitliche auf den Flächen. Schliffe bleiben dabei wegen ihrer Glätte viel länger von der Besiedelung mit Karren verschont.

Wenn Kluftkarren größerer Klüfte sich kreuzen und bevorzugte Wasserabläufe bilden, dann können sie sich zu Karrenschloten, ja zu Schachthöhlen erweitern. Wenn wir uns vor Augen halten, daß das Wasser in ihnen mit einem Gehalt von 15 bis 40 Milligramm Kalk im Liter einsickert, die Quellen aber zwischen 80 und 170 Milligramm enthalten, wie zahlreiche Messungen ergeben haben, dann müssen große Kalkmengen auch aus dem Bergesinnern abtransportiert werden. Daher gehören untrennbar zu den Karrenfeldern auch die darunter liegenden Höhlen, die aber in den meisten Fällen dem Menschen nicht zugänglich sind.

Mögen die Karrenfelder von weitem auch öde und einförmig erscheinen, so offenbaren sich in der Nähe dem aufmerksamen Beobachter alle die Formenwunder des Kalkes, eine Zauberwelt, die aus dem Gegensatz zu den vielen leuchtenden Blumen, die das helle Grau beleben, eine ganz besondere Eindrücklichkeit gewinnt.



«Rundkarren» bilden sich, wenn Karren durch eine Humusschicht überwuchert werden. Die sehr aggressiven Lösungen aus dieser Schicht greifen in erster Linie alle vorstehenden Kanten an, wirken aber auch in den Kluftkarren, die sie erweitern und vertiefen. Bödmerenwald im Silberngebiet, 1450 m.



Photo Gustave Abel

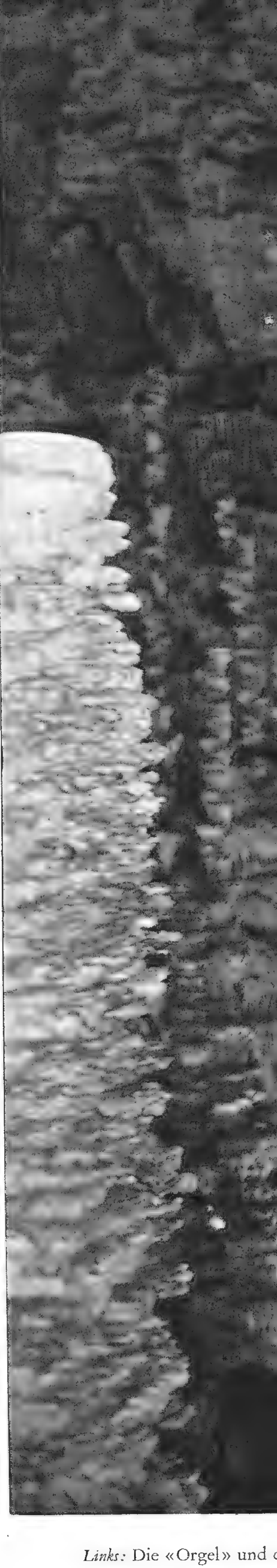
Eiskogelhöhle



Ein Fjord im Innern des Berges: Im «Windloch» erreicht man nach 40 Meter Fahrt mit dem Gummiboot den Schluchtgang, dessen Decke sich 12 Meter über dem Wasserspiegel wölbt.

Rechts: Grotte de Réclève (Schweiz). Photos Dr. Alfred Bögli





Links: Die «Orgel» und c



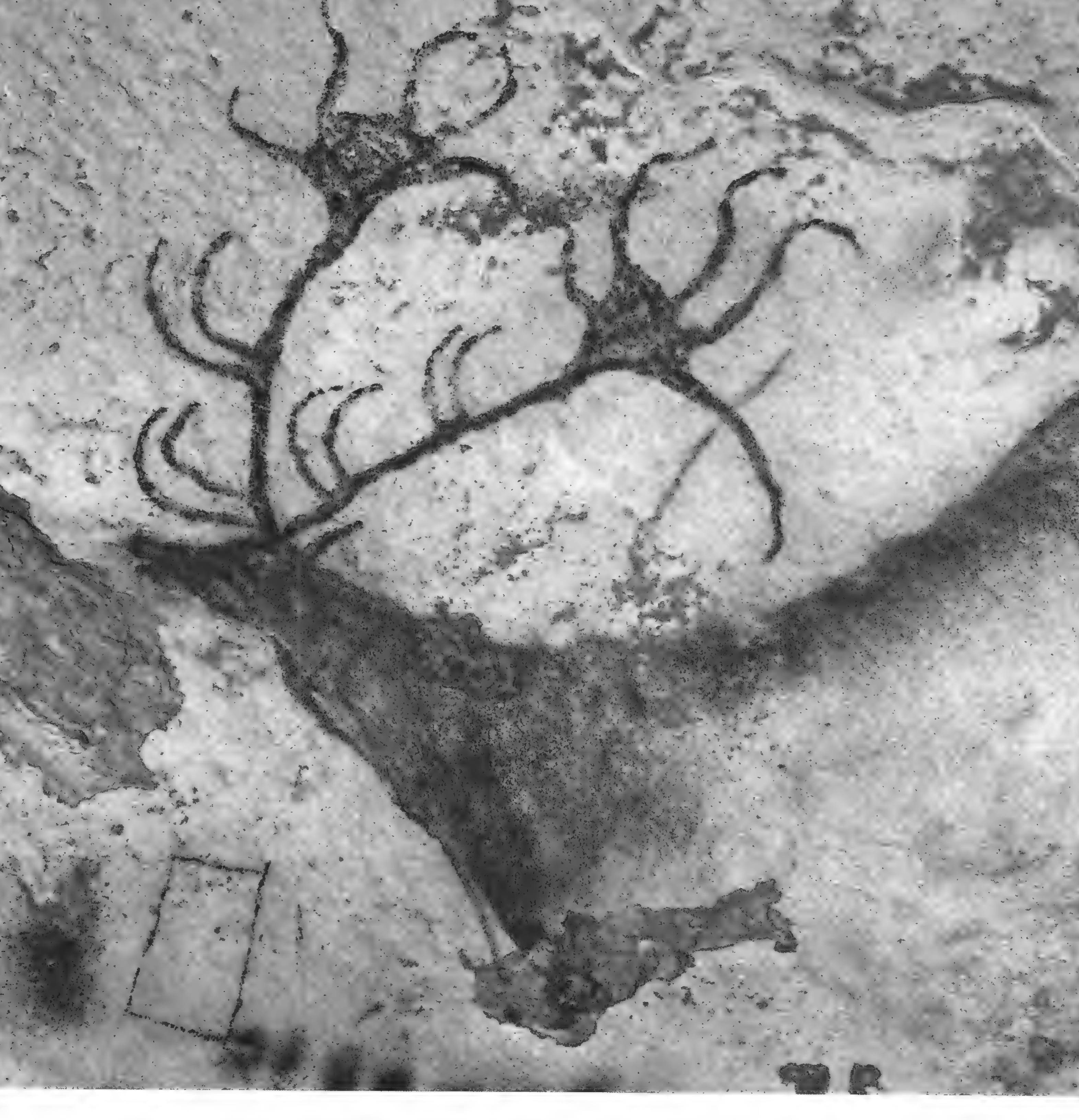
Photos Dr. Alfred Bögli

große Tropfsteinwand in der Grotte de Dargilan. *Rechts:* Tropfsteinbildungen in der Grotte von Aven Armand.



DIE HÖHLE ALS DENKMAL PRÄHISTORISCHER KULTUREN

Zwei Aufnahmen aus der im Jahre 1940 entdeckten Höhle von Lascaux bei Montignac (Dep. Dordogne, Frankreich), deren Felsbilder einen in dieser Fülle einzigartigen Eindruck von der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeit jener Jägervölker der Steinzeit vermitteln, die Jahrtausende v. Chr. in diesen von der Natur geschaffenen Refugien Unterkunft gefunden hatten.



Links das sogenannte «Chinesische Pferd» mit fliegenden Pfeilen, Breite 140 cm, Ocker mit schwarzen Konturen. Rechts Kopf und Rücken eines großen Hirsches, Höhe 140 cm. Dunkle Sepia, die zum Teil aufgespritzt wurde (Rücken).

Aufnahmen: Photoklasse Finsler der Kunstgewerbeschule Zürich



Photo Hans Steiner, Bern

Maskentreiben in Brienz

Onkel Plasch, der Bündner Schuhmacher und Märchenerzähler

Von Leza Uffer

Der Atlantis Verlag bringt demnächst ein Buch «Die Märchen des Barba Plasch» heraus, worin Prof. Dr. Leza Uffer seine Begegnungen mit dem letzten großen Märchenerzähler des an Sagengut so reichen Bündnerlandes festgehalten hat. Wir bringen hier im Vorabdruck die Einleitung und einige Kostproben von Barba Plaschs Fabulierkunst.

Das Märchen ist ein kleines Kunstwerk, und der es erzählt, muß ein echter Künstler sein. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten lebt das Märchen, nicht das geschriebene und gelesene, aber das lebendige, erzählte Märchen. Das Erzählen in der Dorfgemeinschaft ist ein uralter Brauch. Beim Verrichten gewisser Gemeinschaftsarbeiten, dem Maisschälen und Hanfbrechen zum Beispiel, oder an den langen Winterabenden, wurde noch vor wenigen Jahrzehnten durch den Märchenerzähler der Fluß der Arbeit beschleunigt und die Zeit verkürzt. Neben dem Singen der schönen alten Volkslieder war das Erzählen die beliebteste Unterhaltung unserer Großeltern und Urgroßeltern. So war es, wenigstens in den entlegensten Tälern unserer Alpen, noch vor dem Ersten Weltkrieg.

Seither aber hat der Siegeszug der Technik weitgehend die bäuerliche Arbeitsgemeinschaft aufgelöst, und den Märchenerzähler als Verkürzer der Winterabende haben Zeitung, Zeitschriften und Radio immer mehr verdrängt.

Als ich im Jahre 1936 daran ging, in Romanisch-Bünden neue, das heißt unveröffentlichte Volksmärchen zu sammeln, glaubten wenige, daß noch bewußte Märchenerzähler gefunden werden könnten. Und doch fanden sich noch recht viele alte Leutchen, die in jüngeren Jahren als Erzähler weit über die Grenzen ihres Dorfes, ja oft ihres Tales hinaus bekannt waren. Sie alle waren, jeder an seinem Platz, das letzte Glied in einer langen Reihe märchenerzählender Vorfahren. Ein jeder trug noch in sich einen mehr oder weniger umfangreichen, mehr oder weniger wertvollen Schatz an Märchen, die er aus dem Munde früherer Erzähler übernommen hatte. Wie reich aber auch die Ausbeute der besten Erzähler war, sie ist in jedem einzelnen Fall nur noch ein Bruchstück des Erzählschatzes, den die einzelnen Erzähler früher besaßen oder den jedenfalls ihre Vorläufer hegten.

Mit den in diesem Buch veröffentlichten Märchen hat es seine besondere Bewandtnis. Zum erstenmal sind hier in einem Band Volksmärchen vereinigt, die alle *vom gleichen Erzähler* mitgeteilt worden sind. So werden diese Märchen zu einem Vermächtnis des vielleicht größten, letzten rätoromanischen Erzählers.

Plasch Spegnas, den die Kinder «Barba Plasch», das ist «Onkel Plasch» nannten, wurde am 6. Februar 1871 geboren und starb am 15. November 1945. Er war Schuhmacher und Küster. Als Schuster zog er während Jahrzehnten von Dorf zu Dorf, um in den Stuben seine Werkstatt aufzuschlagen und Schuhe nach Maß anzufertigen. Von morgens bis abends umlagerten ihn, überall wo er auftauchte, die Kinder, die er mit seinen köstlichen Märchen unterhielt. Und nach Feierabend, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, mußte Plasch oft bis tief in die Nacht hinein den Erwachsenen erzählen.

Alle seine Märchen hatte er von seinem Vater, einem sehr bekannten Erzähler, gehört. Vor der Jahrhundertwende lebten im Dorfe Tinizun, woher Plasch stammte, zwei große Erzähler, sein Vater, Pol Gisep, und ein gewisser Peder Vazzo, von denen jeder behauptete, er wisse hundert Märchen, der andere aber bloß neunundneunzig. Es hat wohl niemand untersucht, wer recht hatte, aber zusammen wußten die beiden offenbar hundertneunundneunzig Geschichten! Bemerkenswert ist, daß nie einer die Märchen des andern erzählte. Im Winter trafen sich die Leute in einer großen Stube, im Frühjahr und Herbst saßen die Männer in einem Maiensäß zusammen, und dann erzählten die beiden, abwechslungsweise, an einem Abend dieser, am andern jener.

Peders Märchen hat niemand übernommen, von seinen Märchen konnten nur mehr einige Namen ausfindig gemacht werden. So hieß eines «L'istorgia da Fioravanti» und wurde von ihm auf dem Maiensäß Castéalas alle zwei Jahre während zweier Abende von acht Uhr bis Mitternacht erzählt. Ich traf noch etliche Leute, die das Märchen sogar mehrmals gehört hatten, aber niemand konnte es mehr erzählen. Pol Gisep aber fand glücklicherweise wenigstens in einem seiner Söhne, in Plasch, einen prächtigen Nachfolger. Als Bub saß ich oft neben Barba Plasch, wenn er Schuhe nähte und dabei erzählte. Nach dem Ersten Weltkrieg aber begannen auch die letzten Störkunden immer seltener zu werden, denn auch im Bergdorf trug bald sogar der Geißhirt Schuhe aus der Fabrik. Plasch mußte den Schusterberuf als Hauptbeschäftigung aufgeben. Damit aber ging auch seine Berufung als Märchenerzähler verloren, denn er wurde Knecht, und beim Mähen und Heuen hatte er nicht mehr einen Kreis von Zuschauern und Zuhörern um sich, die seinen flinken Händen folgten, noch mehr aber seinen köstlichen Märchen lauschten. Als ich im August 1937 zu ihm kam, da hatte er seit fast zwanzig Jahren kaum mehr erzählt. Zuerst glaubte er, nur mehr vier oder fünf Märchen zu wissen. Dann aber, als er zu erzählen begann, sprudelte die Quelle von neuem, und wenn auch nur noch ein kleiner Teil der Märchen, die er einst von seinem Vater gehört und die er früher so gern und so oft erzählte, wieder in sein Gedächtnis zurückkehrten, so ist es doch immerhin ein sehr schönes und heiteres Vermächtnis eines liebenswürdigen Märchenerzählers und eines wahren Künstlers in seinem Fach. *Leza Uffer*

Die Geschichte vom stärksten Mann

Es war einmal ein Mann, dem hatte seine Frau einen Knaben geschenkt, und dann war sie bald nach der Geburt des Kindes gestorben. Der Vater trauerte ein Jahr lang um seine Frau, und dann dachte er, er müsse doch wieder eine Mutter finden für den Knaben, denn er könne nicht allein für seine Erziehung besorgt sein. Und er heiratete wieder. Die zweite Frau aber war böse mit dem Knaben, plagte und schlug ihn, weil er nicht ihr eigenes Kind war. Ja, eines Tages sagte sie zu ihrem Mann, er solle das Kind auf die Seite schaffen, sie dulde es nicht länger im Hause. Der Vater wehrte sich lange gegen das Ansinnen der Frau, aber eines Tages mußte er, um den Frieden im Hause zu haben, den Knaben doch fortschaffen.

So nahm er das Kind an der Hand und ging mit ihm hinaus in den Wald. Er ging tief in den Wald hinein, und mitten im Wald sagte er dann zum Knaben, er solle einen Augenblick warten, er müsse noch auf die Seite treten und komme bald zurück. Der Knabe wartete, aber der Vater ging und machte einen weiten Bogen und verließ den Wald auf der Gegenseite. Als der Vater so lange nicht zurückkehrte, begann der Knabe zu rufen. «Vater, Vater!» dann begann er ihn zu suchen, streifte überall im Walde herum und rief immer wieder «Vater, Vater!» Nirgends aber fand er eine Spur.

Auf einmal sah er auf einer Lichtung zwei Hunde miteinander spielen. Der Knabe ging zu den Tieren und schaute ihrem Spiele zu. Das waren aber keine Hunde, sondern junge Löwen. Plötzlich trat die Löwin aus einem Busch und schritt zu den Löwenjungen hin. Sie sah den Knaben, tat ihm aber nichts zuleid. Da begannen die Jungen von ihrer Mutter Milch zu trinken. Der Knabe hatte vom vielen Rufen auch Durst bekommen und ging auch hinzu, um Milch zu bekommen. Die Löwin wehrte ihn nicht ab, sondern ließ auch ihn trinken.

So blieb der Knabe bei den Löwen, aß mit ihnen zusammen vom Fleisch, das die Löwin brachte, und trank mit den Löwenkindern ihre Milch. Untertags spielte er mit den kleinen Löwen, und nachts schlief er mit ihnen in der Höhle. Bald merkte er, daß er stark und immer stärker wurde. Er war imstande, die kleinen Löwen im Spiel umzuwerfen, als wären es Puppen.

So lebte er viele Jahre bei den Löwen und war eines Tages ein erwachsener junger Mann. Wie alt er war, wußte er selber nicht, aber er war sehr stark. Eines Tages versuchte er einen großen Baum samt der Wurzel aus der Erde zu reißen, und wahrhaftig, eins, zwei, war der Baum am Boden. Da dachte er: So, nun versuchst du aus diesem Wald herauszukommen und gehst in die Welt hinaus. Wie er hieß, wußte er auch nicht, weil er aber so stark war, nannte er sich «der Stärkste».

Bald kam er aus dem Wald heraus und aufs offene Feld. Er ging weiter und kam in ein großes Dorf. Hier fragte er bei den Bauern um Arbeit, aber niemand wollte ihn dingen. Zuletzt riet man ihm, er solle es bei einem Bauern so und so versuchen, der sei ein bekannter Geizhals, aber vielleicht könne er doch einen Knecht brauchen. Wenn er einen kleinen Lohn verlange, werde ihn der Geizhals wohl einstellen, auch wenn er nicht viel Arbeit habe. «Der Stärkste» ging zum geizigen Bauern und fragte, ob er ihn nicht als Knecht in seine Dienste nähme, er brauche ihm wenig Lohn zu geben, denn er könne noch nicht arbeiten, er müsse das Arbeiten erst erlernen, bis auf den Tag habe er noch nie gearbeitet. Der Geizhals wollte wissen, wieviel Lohn er begehre. Er könne ihm geben, was ihn gut dünke, und wenn er mit seiner Arbeit nicht zufrieden sei, brauche er ihm überhaupt keinen Lohn zu geben, eine Bedingung aber müsse er stellen. «Und die wäre?» fragte der Geizige. «Daß ich euch, wenn ihr mich entläßt, einen Tritt in den Hintern geben darf», antwortete «der Stärkste». Nun, wenn das der ganze Lohn ist, dachte der Bauer, dann läßt sich der Handel wohl machen, für einen Fußtritt in den Hintern stell ich noch mehr Knechte ein. Er reichte dem Burschen die Hand, und der schlug ein.

Eines Tages befahl ihm der Bauer, er solle mit den andern Knechten in den Wald, um Baumstämme zu holen. Man gab ihm das schlechteste Zugpferd, das im Stalle war. Im Walde angekommen, luden die Knechte eine tüchtige Fuhr, während «der Stärkste» ihnen zuschaute. Dann sagte er: «Was, ihr ladet nur soviel!» und ging hin und riß eine mächtige Fichte aus dem Boden und lud sie, so wie er sie ausgerissen hatte, auf seinen Wagen. Den Knechten traten die Augen fast aus dem Kopfe vor lauter Staunen. Wohl, wohl, dachten sie, wenn der glaubt, sein altes Rößlein werde mit dieser Fichte nach Hause kommen, dann täuscht er sich. Aber laut wagte keiner irgendeine Bemerkung zu machen, alle hatten einen Heidenrespekt bekommen vor dem starken Kerl. Er spannte sein Rößlein ein, aber alles «Hü»-Rufen nützte nichts, das arme Tier brachte den Wagen nicht vom Fleck. Da ging er hin, band das Pferd hinten an den Wagen, und dann zog er Wagen, Baum und Rößlein selber nach Hause. Die Knechte erzählten dem Geizigen, was sie gesehen hatten. Da fuhr es ihm ganz kalt den Rücken hinab, und er dachte: Schön, schön, wenn du von dem einen Fußtritt in den Hintern bekommst, kannst du wohl deine Knochen zusammenlesen.

Von nun an überlegte er Tag und Nacht, wie er es anstellen könnte, sich vom starken Knecht frei zu bekommen, ohne den Fußtritt zu erhalten.

Eines Tages sagte er zu seinem neuen Knecht, er habe da und da eine Wassergrube, eine tiefe Zisterne, und dort sollte noch tiefer gegraben werden, damit mehr Wasser eindringe. «Der Stärkste» stieg mit Pickel und Schaufel in die Zisterne hinab und begann zu graben. Da ließ der Geizige einen mächtigen Mühlstein herbeischaffen, um ihn in die Grube zu werfen und den starken Knecht zu erschlagen. Mit vereinten Kräften wälzte man den Stein hinab. Als «der Stärkste» sah, daß sie



Zeichnung von Corinna Steinrisser

einen Mühlstein herabwarfen, hielt er die Hand empor und fuhr mit einem Finger durch das Loch des Mühlsteines. Dann stieg er hinauf und fragte, was ihnen denn einfalle, Fingerringe herabzuwerfen und ihn bei der Arbeit zu stören, sie sollten derartige Späße lassen. Der Geizige kratzte sich hinter den Ohren und dachte: Herrgott, wenn das bloß ein Fingerring ist, dann kannst du das Zeitliche segnen, wenn du von diesem Kerl den Fußtritt in den Hintern bekommst!

Und er sann weiter darüber nach, wie er den Kerl erledigen könnte. Da glaubte er, einen guten Gedanken zu haben, ging zum Schmied und befahl ihm, ein Eisengitter zu machen von anderthalb Metern im Geviert, und auf der untern Seite solle er scharfe Messerklingen anbringen. Der Schmied machte sich gleich an die Arbeit und lieferte das Ungetüm schon am andern Tag ab. Da ging der Geizige hin und ließ das Gitter unterm Scheunendach, über dem Heuboden befestigen, und zwar so, daß es von seinem Schlafzimmer aus durch eine einfache Vorrichtung ausgeklinkt werden konnte, so daß es auf den Heustock hinuntersauste. Dann sagte er «dem Stärksten»: «Du mußt heute nacht in der Scheune auf dem Heu schlafen, ich bekomme Besuch und brauche für diese Nacht dein Zimmer, geh also hin und leg dich dort und dort nieder.» «Der Stärkste» ging in die Scheune und legte sich ins Heu. Wie er so zum Dach hinaufschaute, entdeckte er das Gitter und dachte gleich: du, bleib nicht da, da ist etwas nicht in Ordnung. Und er stand auf und ging auf die andere Seite der Scheune, wo er sich auf dem kleinen Heustock ausstreckte. Mitten in der Nacht wachte er auf. Ein gewaltiger Krach hatte ihn geweckt. Er ging hinüber und sah, daß das Gitter grad dorthin gefallen war, wo er zuerst gelegen hatte. Er machte sich mit den Fingernägeln ein paar Kratzer ins Gesicht und legte sich schlafen.

Am andern Morgen stand er auf und ging zum Frühstück. Der Geizige war sehr erstaunt, als er den daherkommen sah, den er erschlagen glaubte, und er fragte ihn, ob er gut geschlafen habe im Heu. «O ja», antwortete «der Stärkste», er habe ordentlich geschlafen, wohl hätten die Hühner und Vögel ihren Schmutz auf ihn herabgeworfen, aber das habe ihn weiter nicht gestört.

Nun sah der Bauer ein, daß dem starken Knecht nicht beizukommen war, und er versuchte, ihn zu andern Lohnbedingungen zu überreden. «Der Stärkste» wollte aber davon nichts wissen. «Der Lohn ist mir recht genug», sagte er, «wir haben es so vereinbart, und ich bleibe dabei.» Er hatte in der Zeit, da er beim Bauern arbeitete, wohl bemerkt, daß der ein richtiger Geizhals und Leuteschinder war, und nun wollte er ihm seinen gerechten Lohn geben. Alle Überredungsversuche und alle Bitten des Geizigen nützten nichts. Er mußte wohl oder übel sich bücken, damit der Knecht ihm den ausbedungenen Tritt in den Hintern geben konnte. Und «der Stärkste» gab ihm einen solchen Fußtritt, daß der Geizige über Berg und Tal hinwegflog, so daß niemand mehr auch nur eine Spur von ihm fand.

Der Knecht aber nahm seinen Ranzen und zog in die Welt hinaus, und ich hab seither nie wieder etwas von ihm gehört.

Von der Königstochter und den hungrigen Zwergen

Der König von Italien hatte ein Töchterlein, das immer nur ernst war und nie ein Lächeln über seine Lippen brachte. Da dachte der König, dem Mädchen müsse etwas fehlen, daß es nie lachte und immer nur große, traurige Augen machte. Sein Leibarzt behauptete, dem Töchterchen fehle gar nichts; darum ließ der König alle Ärzte der Ewigen Stadt in seinen Palast, den Quirinal, kommen, um ihre Heilkunst an seinem Kinde auszuüben. Aber die Ärzte stellten fest, dem Mädchen fehle ganz und gar nichts, es sei gesund wie ein Fisch im Wasser. Da ließ der König die berühmtesten Ärzte von ganz Italien zu sich rufen, aber keiner konnte irgendeine Krankheit finden. Die Prinzessin aber war immerzu traurig, und nie sah man sie lachen. Da ließ der König verkünden, wer seine Tochter zum Lachen bringen könne, der dürfe sie heiraten.

Die Botschaft des Königs ging durch die Zeitungen der ganzen Welt und war auch in den romanischen Zeitungen des Bündnerlandes zu lesen. Nun lebte in einem kleinen Bergdorf droben nahe dem alten Septimerpaß ein Bursche, der zwar gutmütig, aber nicht gerade der Gescheiteste war. Auch machte er beim Gehen und Sprechen allerlei ulkige Grimassen und Bewegungen, so daß alle Leute lachen mußten, besonders wenn sie ihn zum erstenmal sahen. Einige andere Burschen im Dorf besprachen eines Tages miteinander die Botschaft des Königs von Italien, und auf einmal sagte ein Witzbold: «Wie wär's, wenn wir Nottin schicken würden, wenn sie den sieht mit seinen Grimassen und Faxen, dann muß die Prinzessin lachen?» Und sie gingen zum Nottin – das war jener gutmütige, arme Bursche – und es gelang ihnen, ihn zu überreden, nach Rom zu ziehen und sein Glück zu versuchen.

Am andern Morgen nahm er seinen Rucksack, packte etwas Proviant ein, Bündner Fleisch, Salsiz, Käse und Gerstenbrot und machte sich frühzeitig auf den Weg nach Italien.

Bald kam er auf der alten Römerstraße durch den großen Wald von Rona. Wie er so ein Stück gegangen war, plagte ihn der Hunger, und er setzte sich auf einen Stein und begann zu essen. Da kam auf einmal ein ganzes Heer kleiner Zwerge hinter Tannen, Föhren und Steinen hervor, und alle baten ihn um einen Bissen Brot. Sie hätten schrecklich großen Hunger, sagte der älteste der Zwerge. Nottin schaute sich die Zwerge an, und weil er immer gutherzig war, gab er den kleinen Leutchen gleich alles, was er in seinem Rucksack hatte. Wohin er des Wegs sei, wollten die Zwerge dann wis-

sen. «Nach Rom», antwortete Nottin. Ja, was er denn machen wolle in Rom unten? Nun, er habe vernommen, die Tochter des Königs von Italien sei sehr traurig und könne gar nie lachen, da habe er gedacht, er gehe zu ihr, wenn er komme, werde sie wohl lachen, denn alle Leute würden ja lachen, wenn sie ihn sähen. «Und», fügte er noch leise hinzu, «wenn ich Glück habe, kriege ich die Prinzessin zur Frau, denn der König hat sie dem versprochen, der machen kann, daß sein Töchterlein lacht.» Die Zwerge wollten sich ihm dankbar erweisen, weil er das Essen mit ihnen geteilt hatte, und sie gaben ihm einen goldenen Specht und sagten, der werde ihm helfen, daß er die Prinzessin zum Lachen bringen könne. Nottin dankte dem Zwergenvölklein und ging seines Wegs.

Am Dorfeingang standen zwei Frauen beim Brunnen und wuschen und schwatzten. Nottin grüßte die beiden und eine fragte gleich: «Ja, wohin des Wegs, Nottin, am frühen Morgen schon?» «Nach Rom!», antwortete er, als wäre Rom grad hinter dem nächsten Hügel. Die Frauen wunderten sich sehr und luden ihn zu einer Tasse Kaffee ein, damit er ihnen erzähle, wieso und warum er nach Rom ziehen wolle. Er ging mit ihnen ins Haus und stellte seinen goldenen Specht auf den Stubentisch. Dann erzählte er, warum er nach Rom gehe, trank den Kaffee und mußte dann für kurze Zeit aufs Örtchen, ermahnte aber die Frauen, seinen Vogel ja nicht zu berühren. Während er draußen war, bestaunten die beiden Frauen den goldenen Specht, und neugierig, wie die Frauen nun einmal sind, betrachteten sie ihn nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Händen. Aber, o je, da konnten sie auf einmal ihre Finger nicht mehr vom Vogel losbringen, und als Nottin wieder in die Stube trat, standen beide da und klebten am Specht. Er nahm ihn unter den Arm, und die Frauen mußten wohl oder übel hinter ihm herlaufen.

Als sie an der Kirche vorüberkamen, stand dort eben der Sohn der einen Frau, er war Küster und wollte grad zur Messe läuten. Da rief seine Mutter: «Komm schnell her, Gisep, und halt uns, wir kommen nicht los!» Gisep ging hinzu, packte seine Mutter am Arm, und blieb auch hängen und mußte hinter dem Nottin mit seinem Specht herlaufen.

Der Pfarrer stand unter seiner Haustür, und als er die vier daherkommen sah, rief er: «Was ist denn mit euch? geh und läut die Glocken, Gisep, es ist höchste Zeit, die Leute kommen sonst zu spät.» Der Küster gestikulierte mit der freien Hand und antwortete etwas, das der Pfarrer nicht verstand. Da schritt dieser schnell auf ihn zu, faßte ihn an der Hand und blieb ebenfalls kleben.

Nottin ging weiter mit seiner lustigen Gesellschaft und kam am großen Dorfbrunnen vorbei, als gerade Barba Gion Maluc seine Heimkuh zur Tränke trieb. Die Kuh schnüffelte am Rock des Pfarrers und blieb kleben. Gion Maluc wollte sie wegjagen und schlug ihr mit seinem Stecken auf den Rücken, blieb ebenfalls hangen und mußte als letzter im Zuge die Reise nach Rom mitmachen.

Nottin führte sein Gefolge durchs Tal hinein und über den Septimer ins Bergell und zum Comersee hinunter und dann durch die Poebene und über den Apennin nach Florenz und dann nach Rom. In allen Dörfern und Städten, wo er durchzog, standen die Leute Spalier und lachten sich den Buckel voll beim Anblick seiner Grimassen und seines Gefolges, das er hinter sich her führte. So kam der lustige Zug schließlich bis nach Rom. Die Prinzessin saß auf einem Balkon des Palastes und schaute mit traurigen Augen über die Stadt hinweg. Da, auf einmal sah sie, wie die Leute in den Straßen sich drängten, und schon erblickte sie den fröhlich gestikulierenden Nottin und hinter ihm die Frauen, den Küster, den Pfarrer, die Kuh und den Barba Gion Maluc. Und wie sie diesen Aufzug sah, fing die Prinzessin plötzlich an zu lachen und lachte so laut und übermütig, daß der König seine helle Freude daran hatte.

Nottin ging mit seiner Gesellschaft geradwegs in den Königspalast. Vor dem Schloß angekommen, wurden alle wieder frei und konnten sich bewegen wie sie wollten. Barba Gion Maluc band seine Kuh an den Ring, der neben dem Schloßtor in die Mauer eingelassen war, und dann ging Nottin mit seinem Gefolge in den Palast und trat vor den König hin. Dieser war sehr erfreut, daß endlich einer seine Tochter zum Lachen gebracht hatte, und er grüßte recht freundlich den Nottin, die Frauen, den Küster, den Pfarrer und den Gion Maluc. Dann fragte er, was Nottin von Beruf sei. Er sei Bauer, antwortete er, und besitze Äcker im Tal und Wiesen auf den Maiensäß und auf den Bergen. Da dachte der König, seine Tochter sei nun wohl nicht gerade geschaffen, um Bergbäuerin zu werden. Auch merkte er bald, daß ihr Freier, der gutmütige Nottin, nicht eben der Gescheiteste war. Und der König sagte: «Nun, ich habe zwar verkünden lassen, derjenige, dem es gelinge, mein Töchterlein zum Lachen zu bringen, der werde sie zur Frau bekommen. Das hast du zustande gebracht. Jetzt mußt du aber noch drei Aufgaben lösen. Lösest du sie, dann sollst du die Prinzessin haben.» Gutmütig wie er war, erhob Nottin keine Einsprache, denn er merkte nicht, daß der König auf eine List sann, um seine Tochter nicht einem einfältigen Bergbauern geben zu müssen. «Als erstes», sagte der König, «mußt du in drei Tagen alles Brot der Stadt Rom aufessen, und es darf kein Krümchen übrigbleiben!»

Nottin und seine Gefährten hatten wohl Hunger bekommen von der langen Reise, aber alles Brot von Rom aufessen, das war doch unmöglich. Wie er so überlegte, was zu tun sei, fielen ihm die hungrigen Zwerge im Wald von Rona ein. Er hieß seine Gesellschaft warten, ging hinaus auf den Flugplatz von Rom, bestellte ein großes Flugzeug und startete zum Flug ins Bündnerland. Wohlbehalten landete er hinter der Kirche von Rona und ging in den Wald hinunter, um die Zwerge zu holen. Sie könnten Brot essen, soviel sie wollten, erklärte er den erstaunten Zwergen, und die ließen sich das nicht zweimal sagen. Das ganze Völklein trabte im Gänsemarsch hinter ihm her und hinauf zum Flugzeug. Bald waren sie eingeladen, aber es hatten lange nicht alle Zwerglein im Innern Platz. Da setzten sie sich auf den Rumpf und auf die Flügel, eines dicht neben das

andere und ließen die Beine herunterbaumeln. Sogar auf den Schwanzflächen hockten noch die letzten. Und dann ging's in die Lüfte und über die Berge nach Rom.

Nottin marschierte mit den Zwergen zum Palast des Königs. Dieser hatte unterdessen alles Brot von Rom in sein Schloß bringen lassen, und nun war im großen Saal zu ebener Erde ein großer Berg von Brot aufgeschichtet. Und es begann das große Brotessen. Alle aßen, soviel sie konnten, am meisten aber aßen die Zwerge, und bevor der dritte Tag zu Ende ging, war im ganzen Saal kein Brotkrümchen mehr zu finden.

Der König sah gleich, daß Nottin mehr konnte als nur Vieh hüten und Ziegen melken, und er stellte ihm die zweite Aufgabe: «In drei Tagen mußt du allen Wein der Stadt Rom trinken, und es darf kein Tröpfchen übrigbleiben!» Nottin und seine Helfer machten sich gleich an die Arbeit. Und weil sie soviel trockenes Brot gegessen, hatten alle Durst bekommen. Nach drei Tagen war in ganz Rom nicht ein Tropfen Wein mehr aufzutreiben.

Als der König sah, daß Nottin die zwei ersten Aufgaben so gut gelöst hatte, wagte er es nicht, ihm die dritte auch noch zu stellen. Er suchte nach einer Ausrede, um seine Tochter nicht dem armen Nottin geben zu müssen, und sagte: «Nun, du hast die zwei Aufgaben so gut gelöst, daß ich dir die dritte schenke. Aber», fuhr er fort, «den Hochzeitstag haben wir noch nicht bestimmt. Wohl habe ich verkündet, derjenige, der sie zum Lachen bringe, dürfe die Prinzessin heiraten, den Tag der Hochzeit muß sie selber festsetzen. Geh du also mit deinen Leuten ruhig heim in die Schweiz und warte, bis man dir Nachricht gibt, denn es braucht noch allerlei Vorbereitungen, bis es soweit ist.»

Zufrieden mit diesem Vorschlag, denn auch er mußte daheim noch einiges in Ordnung bringen, das Vieh von der Alp holen und die Kartoffeln und das Korn unter Dach bringen, zufrieden mit dieser Lösung verabschiedete sich Nottin vom König. Sobald er seinen goldenen Specht unter den Arm nahm, mußten die andern wieder in der alten Reihenfolge antreten und hinter ihm herziehen. Die Zwerge ließ er wieder mit dem Flugzeug zurückbringen. Nun gingen sie den gleichen Weg wieder zurück, und als sie am großen Dorfbrunnen in Rona anlangten, wurden Barba Gion Maluc und die Kuh wieder frei. Bei der Kirche wurden der Pfarrer und der Küster frei, und vor ihrem Hause angelangt, durften auch die beiden Frauen wieder ihres Weges gehen.

Nottin ging in den Wald hinunter, dankte nochmals den Zwergen und gab ihnen den goldenen Specht wieder zurück. Dann zog er heim in sein Dorf. Und nun ist er immer noch dort, geht täglich seiner Arbeit nach und wartet, bis ihn der König von Italien wissen läßt, wann die Hochzeit stattfinden werde. Und wer weiß? Vielleicht wählen ihn seine Mitbürger unterdessen zum Gemeindeammann — der Dümmste wär er nicht!

Der Holzsammler und sein Esel

Es war einmal ein Mann, der ging in den Wald, um Holz zu sammeln. Er hatte seinen Esel bei sich, um das Holz nach Hause zu führen. Im Walde angekommen, kletterte er auf einen Baum, um die untersten Äste abzusägen. Da er aber das dickere Ende nicht am Baum lassen wollte, setzte er sich außen auf den Ast und er begann ganz nahe am Stamm den Ast zu durchsägen, auf dem er saß. Da kam einer vorbei, sah ihn und meinte: «Wenn du den Ast auf diese Weise absägst, fällst du herunter.» — «Glaubst du, ich wolle nur den dünnen Teil des Astes, und den dicken lasse ich zurück am Stamme. Die dicken Äste, das ist Holz, nicht das dünne Reisig.»

Der andere ging seines Weges und dachte bei sich: Gut, gut, du wirst es dann schon spüren, wenn du herunterfällst. — Und in der Tat, als der Holzsammler den Ast durchgesägt hatte, fiel er samt diesem zu Boden. Da dachte er bei sich: Wahrhaftig, das muß ein Gescheiter sein, der kann Dinge voraussagen, die noch nicht geschehen sind. Wer weiß, vielleicht kann er auch sagen, wann ich sterbe? — So begann er hinter dem Manne herzulaufen und zu rufen: «Hallo!», er solle warten, er möchte mit ihm reden. Der Mann wartete und fragte: «Was wünschest du?» Er habe gesehen, daß er ein gescheiter Mann sei, der Dinge voraussagen könne. Er habe ihm sagen können, daß er herunterfalle, wenn er den Ast auf diese Art absäge; vielleicht könne er ihm auch sagen, wann er sterben müsse? — Natürlich könne er das: «Wenn dein Esel dreimal gefurzt hat, bist du tot.» Der Holzsammler bedankte sich und kehrte zurück, um sein Fuder zu machen. Die Äste waren noch grün und schwer, und der Esel mußte tüchtig ziehen. Bald kamen sie zu einer kleinen Steigung, und der Esel mußte sich noch mehr anstrengen, und auf einmal furzte er. Der Holzsammler dachte: Nur noch zweimal, und du bist tot. Treib den Esel zur Eile an, damit er daheim ist, bevor er zum dritten Male furzt. — So ließ er den Esel traben, bis sie zu einer zweiten Steigung kamen. Der Esel mußte wieder kräftiger ziehen — er furzte zum zweiten Mal. Nun hat der Esel nur noch einmal zu furzen, und ich bin tot. Sitz auf das Fuder; für den Fall, daß der Esel heimwärtstrottet, kommt er mit dir nach Hause, und du bleibst nicht tot auf der Straße liegen. — Und er stieg auf das Fuder. Der Esel hatte schon eine schwere Ladung, und nun mit dem Mann obenauf wurde sie noch schwerer. So kam es, daß der Esel schon nach wenig Schritten zum dritten Male furzte. — «Jetzt bin ich tot!» sagte der Holzsammler und ließ sich rücklings auf die Äste fallen. Der Esel ging ein kleines Stück weiter, dann fing er an, das Gras am Wegrand abzufressen. So ging er gemächlich vorwärts; denn Esel sind faul, wenn man sie nicht immer wieder mit: «Hü, hü!» zum Gehen antreibt. Der Esel ging ganz langsam seines Weges.

Auf einmal kam ein Bär daher, sprang auf den Esel los, zerfleischte ihn und fraß ihn auf. Der Mann auf dem Fuder sagte zu sich: «Ach, wenn ich bloß am Leben wäre, dir würde ich helfen, meinen Esel zu zerfleischen! Aber jetzt bin ich halt tot und kann nichts tun.» — Auch der Bär glaubte, der Mann sei nicht mehr lebend, weil er sich nicht rührte. Darum ging er weiter, nachdem er den Esel aufgefressen hatte; denn Bären fressen kaum einen Toten.

Als der Holzsammler am Abend nicht nach Hause kam, ängstigten sich die Seinen und schickten einige Männer aus, um ihn zu suchen. Diese wußten ungefähr, wohin er gegangen war, und so fanden sie auf dem Weg die Überreste des zerrissenen Esels und den Mann tot auf dem Fuder. Sie glaubten, er sei aus Angst gestorben, als das wilde Tier seinen Esel tötete. So gut es ging, flochten sie aus Ästen eine Bahre, um den toten Mann nach Hause zu tragen. Als sie ein Stück weit gegangen waren, kamen sie an eine Wegkreuzung. Sie wußten nicht, welchen Weg sie nehmen sollten. Einer sagte: «Ich würde diesen Weg hier gehen, der ist kürzer, und wir sind schneller zu Hause.» Ein anderer aber meinte: «Der da ist besser, er ist nicht so steil, und wir können schneller ausschreiten.»

So stritten sie sich hin und her, welcher Weg einzuschlagen sei. Schließlich wurde es dem Toten zu dumm, er hob den Kopf und rief: «Zur Zeit, da ich noch am Leben war, nahm ich diesen Weg, jetzt, wo ich gestorben bin, geht welchen ihr wollt, aber macht, daß ich endlich nach Hause komme, mich friert's!» Als die Männer sahen, daß er nur auf diese Weise tot war, sagten sie: «Aha, wenn du nur auf solche Art tot bist, so wirst du schon lebend nach Hause kommen, sobald du des Totseins überdrüssig bist.» Und sie stellten ihre Bahre ab, gaben ihm eine tüchtige Tracht Prügel, ließen ihn am Straßenrand liegen und machten sich auf und davon, und ich habe weder sie noch den dummen Holzsammler je wieder gesehen.

Der Schuhmacher von Alvagni

Es war einmal in Alvagni ein Schuhmacher, der seit kurzer Zeit verheiratet war. Eines Tages saß er in der Stube und arbeitete. Es war ein sehr schöner Tag, und es war heiß, und er wurde vom Durst geplagt. Da sagte er zu seiner Frau, sie solle zum Brunnen gehen, um einen Trunk frischen Wassers zu holen. Und die Frau ging, kehrte aber nicht mehr zurück. Da dachte er: Geh schau doch, wo zum Teufel meine Frau ist, daß sie nicht kommt mit dem Wasser. Er kam zum Brunnen, da stand sie neben dem Brunnenstock und weinte Tränen wie Bohnen so groß. Da fragte er sie, warum sie denn so weine. Ach, wie sie zum Brunnen gekommen sei, da sei ihr eingefallen, sie könnten ein Kind bekommen, und er könnte das Kind Wasser holen lassen, und es könnte in den Brunnen fallen und ertrinken, und sie würde dann nicht genug weinen können vor Gram, da habe sie gedacht, sie wolle gerade jetzt schon mit Weinen beginnen. Da sagte er: «Daß du grad so dumm wärest, hätte ich nicht geglaubt. Wenn du so einfältig bist, dann bleibe ich nicht mehr bei dir. Ich gehe und kehre erst zurück, wenn ich noch mehr solcher Dummköpfe finde.»

Und der Schuhmacher ging bis Surava. Etwas taleinwärts stand ein ganzes Volk Weiber, die sich bekreuzten, soviel sie konnten. Da fragte er, was sie sich da so sehr zu bekreuzen hätten. Und die Weiber gaben ihm zur Antwort: Ob er denn nicht den Bischof dort oben sehe, der den Segen erteile? Wie er hinaufschaute, sah er einen Esel, der mit dem Schwanze die Fliegen verscheuchte. Die Weiber hielten die langen Ohren des Esels für die Mütze des Bischofs, und jedesmal, wenn der Esel den Schwanz bewegte, bekreuzten sie sich. Der Schuhmacher dachte: Die sind noch verrückter als meine Frau. «Nun, ich will noch ein Stück weiterziehen, um zu sehen, ob ich noch mehr solcher Dummriane finde.»

Und er ging nach Brinzouls. Er fand die Männer von Brinzouls damit beschäftigt, den Stier der Viehzuchtgenossenschaft auf das Kirchendach hinaufzuziehen. Sie hatten dem Tiere Lederseile um den Hals gelegt, so daß es erstickt war. Und er fragte, was sie denn da machten. Ob er denn nicht sehe, daß so schönes Gras auf dem Kirchendach wachse. Nun, sie hätten nicht gewußt, wem das Gras gehöre, ob dem Pfarrer, dem Küster oder den Kirchenvögten. Und da hätten sie durch Gemeindebeschluß bestimmt, den Stier der Viehzuchtgenossenschaft hinaufzuziehen und ihn das Gras abweiden zu lassen. Da sagte der Schuhmacher: «Ja, seht ihr denn nicht, daß der Stier erstickt ist, er streckt ja schon die Zunge heraus?» «Nein, nein», erwiderte man, «er streckt nur die Zunge heraus, weil er das Gras auf dem Dache sieht.» Da dachte er: das sind nun keine Weiber, das sind Männer, und dennoch sind sie wenig gescheiter als meine Frau, und er sagte zu sich: Nun geh noch ein Stück weiter, vielleicht findest du noch mehr solch dumme Leute.

Und er ging bis nach Lantsch. Dort waren Männer mit dem Ausweiden eines Pferdes beschäftigt. Er erkundigte sich, was sie da machten. Da sagten sie: Ja, ihre Frauen beklagten sich, daß die Hühner ihre Eier verlören, und nun hätten sie gedacht, sie wollten dieses Pferd ausweiden und es dann wie ein großes Nest auf den Kirchturm stellen. Denn die Hennen, sagten sie, würden wohl auf den Kirchturm hinaufgehen, weil dort oben der Hahn sei, und in diesem Pferd hätten nun alle Platz. Da dachte er: jetzt hast du genug. Nun hast du etliche gesehen, die gar nicht gescheiter sind als deine Frau, nun kannst du schon wieder zurückkehren und bei ihr bleiben. Und er kehrte nach Alvagni zurück und blieb bei seiner Frau, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch jetzt. Ich habe nicht gehört, daß man das Totenglöcklein für ihn geläutet hat.

DER MIROK-BUDDHA

Eine koreanische Legende. Aus Kindheitserinnerungen erzählt von Mirok-Li

Als einmal alle Heiligen aus dem Wunderland Indien auswanderten, tat das auch der gutmütige Mirok-Buddha; er wollte sich zunächst die verschiedenen Länder anschauen und sich später irgendwo niederlassen, um vom Volk verehrt zu werden. So ging er durch das lange Gangestal, durch hohe schwierige Pässe und durch das endlos weite Steppenland. Es dauerte freilich Jahre und Jahre, weil die heilige Steinfigur sich nur mühsam bewegen und bei jeder Bewegung nur fingerlang vorwärts kommen konnte. Der Buddha wanderte aber unaufhaltsam, ging durch die weite Liautungebene und die Halbinsel Korea. Als er nun auf einem Hügel hinter dem Samgak-Berg stand, wo er schöne felsige Berge, gurgelnde Bäche und in der Ferne grüne Täler erblickte, gefiel ihm der Platz gut. «Hier bleibe ich», sagte er zu sich und stellte sich so, daß sein Blick immerwährend in das schöne Tal gerichtet war.

Einige Jahre später wurde er auch vom Volk entdeckt und ab und zu mit Weihrauch und Opferschalen besucht. Freilich kamen die Leute nur dann zu ihm, wenn sie einen Wunsch hatten, den der gute Mirok-Buddha in Erfüllung bringen sollte. Er fühlte sich aber doch verehrt, und sein gutes Herz tat das Bestmögliche für die Betenden. Einer Frau half er, von einer schweren Krankheit geheilt zu werden, einer anderen, daß ihr Mann einen neuen Ochsen kaufen konnte. Einer Mutter mußte er die Tochter mit dem Sohn ihres Nachbarn verheiraten helfen. Er war, als ein Buddha, nicht sonderlich für die Heiraterei interessiert, aber einer betenden Frau die Bitte abzuschlagen vermochte sein gutes Herz nicht. Er hörte immer aufmerksam zu, wenn so eine Frau in der stillen Dämmerstunde zu ihm kam und ihre Wünsche aussprach. Sie sprachen alle so leise und flüsternd, wenn es sich um ihre wahren innersten Wünsche handelte; er mußte oft all seine Weisheit anwenden, um zu erraten, was denn eigentlich dieser oder jener Frau fehlte.

Das Rätselhafteste für ihn war aber, daß immer nur Frauen zu ihm kamen und nicht auch Männer. Hatten diese überhaupt keine Wünsche? Freilich kamen hie und da an den schönen sonnigen Tagen Männer heraufgestiegen, gingen aber an seinem Kapellchen vorbei, ohne ihm Opfer darzubringen und zu beten. Manche ließen sich sogar vor seinen Füßen nieder, um sich auszuruhen und die schöne Landschaft unter dem Hügel zu betrachten, ohne dabei die heilige Figur auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nur ein einziger Mann machte davon eine Ausnahme, Das war der Kohlenbrenner der hinteren Schlucht; er sah oft den Mirok-Buddha an, wenn er da war. Er trug nämlich täglich seine Holzkohlen zur Stadt, um sie dort zu verkaufen. Jeden Morgen kam er von der Schlucht herunter mit einer schweren Ladung auf dem Rücken und machte eine kleine Rast vor dem Kapellchen. Am Abend stieg er mit dem leeren Traggestell wieder herauf und ruhte hier abermals ein Weilchen, um dann weiter zu steigen. Jedesmal, wenn er kam, betrachtete er eine Weile das steinerne Antlitz, als ob er irgend etwas mit ihm reden wollte. Aber auch diesem armseligen Kohlenbrenner fiel niemals ein, sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen und den Mirok-Buddha um Hilfe zu bitten. Stattdessen tat er etwas anderes; er kam einmal ganz nahe zu ihm hin und klopfte einige Male auf die erhabene Schulter: «Ich habe heute mit den Kohlen viel verdient», rief er laut ins steinerne Ohr, «ich glaube, Ihr habt mir geholfen.» Darauf schüttelte er seine Tasche, daß das Geld nur so klirrte. «Eine Ungezogenheit!» dachte der Mirok-Buddha und merkte dabei, daß dieser Kohlenhändler obendrein etwas getrunken hatte; oh, wenn dieser Mensch wenigstens sein Gesicht ein wenig zu der anderen Seite wenden wollte, daß der furchtbare, widerliche Geruch nicht das erhabene Antlitz streifte!

Während Mirok-Buddha stillschweigend duldete, nur weil er von Grunde aus gutherzig war, wurde der Mensch immer vertraulicher. Er faßte sogar die beiden steinernen Schultern mit seinen schmutzigen Menschenhänden und sagte ins Gesicht: «Ihr müßt mir eine Frau verschaffen! Was soll ich mit den Geldern machen, wenn ich sowohl im Frühjahr als auch im Herbst, sowohl beim Mondschein als auch in den langen Winternächten so allein in der Hütte bin? Versteht Ihr denn so etwas nicht?» Auch das noch! «Jetzt paßt auf!» sagte der Freche, «wir kämpfen einmal einen Ringkampf! Wenn Ihr ihn verliert, so müßt Ihr mir wirklich eine Frau verschaffen, verliere ich ihn, so dürft Ihr mir eine Tüchtige auf den Hinterteil hauen.» Der kräftige Bursch stemmte seine Beine gegen den Fels und schob die schwere Steinfigur nach hinten und nach vorne. Als er sich dann so frevelhaft angestrengt hatte, blickte er verlegen auf die unbewegliche Gottheit. «Ich habe verloren!» ergab er sich, entblößte seinen Hinterteil und schlug sich kräftig selber darauf.

Inzwischen war die Sonne gesunken, und die Dämmerung senkte sich in die Täler. Da kamen zwei junge Frauen mit einem Lampion aus der Schlucht herauf; sie wollten wohl ein Gebet verrichten. Als sie nah am Kapellchen waren, versteckte sich der Kohlenhändler. Mirok-Buddha war froh über sein Verschwinden und blickte wohlgefällig auf den Opfertisch, der von der einen der Frauen mit großer Andacht hergerichtet wurde. Sie schien eine treue Magd zu sein. Die Herrin war noch ein junges Mädchen in vornehmer Kleidung; sie verneigte sich und murmelte ihr Gebet: «... Seit



Buddhafigur in Japan, von der Wildnis eingesponnen.
Aufnahme Werner Bischof (Magnum)

über zwei Jahren verwaist, lebe ich nun allein ohne Geschwister und ohne Verwandte; erbarmt euch dieses einsamen und hilflosen Kindes und...»

«Ich habe all das schon gewußt», kam eine tiefstimmige Antwort von hinter der Statue her, «darum habe ich mich bemüht, den Mann ausfindig zu machen, der vom Himmel für dich bestimmt ist. Ich habe ihn hinter dem Hügel, an dem Bach, in einer armen Hütte gefunden. Schickt morgen einen Boten zu ihm!»

Es wurde still. Die Jungfrau errötete, dankte der Gottheit und trat eilig ihren Heimweg an. Auch der Kohlenhändler kam aus seinem Schlupfwinkel, dankte der Gottheit und begab sich nach Hause.

Mirok-Buddha aber lächelte nur.



Gewitter über der Großstadt — Photo Ohler, Stuttgart

DER BLITZ IN DER KUNST

Der rühmlich bekannte Landeskonservator Dr. Adolph Rieth, Prähistoriker seines Zeichens, hatte soeben seine – außerfachliche – Arbeit über die Darstellung des Blitzes von den ältesten Zeiten bis in unsere Gegenwart abgeschlossen und auf dem Schreibtisch seines Amtssitzes auf Schloß Hohentübingen deponiert – als dort der Blitz einschlug! Er ging aber ein paar Meter entfernt in die Zentralheizung, und der Autor nebst seinem Manuskript blieben unverletzt. Auf diese Begebenheit hinzuweisen, versäumt der Verfasser der inzwischen als Buch vorliegenden Untersuchung nicht. Offenbar überläßt er es uns, seinen Lesern, zu entscheiden, ob wir dieses Zusammentreffen als puren Zufall deuten oder ob wir hier etwa so etwas wie einen apotropäischen Analogiezauber anerkennen sollen, wie das die alten Völker getan haben würden. Wie dem auch sei: Wir dürfen den Mächten dankbar dafür sein, daß sie uns eine so anregende und hintergründige Studie erhalten haben!

Von beiden, von den magischen und von den mechanischen (naturwissenschaftlichen) Deutungen des Naturgeschehens, erfahren wir darin sehr viel. Sie bilden, wie das gerade bei dem Phänomen von Blitz und Donner verständlich ist, gewissermaßen die beiden Pole der Darstellung. Noch im 20. Jahrhundert hielten es viele Gemeinden für das sicherste, in ihrer Kirche nicht nur einen Blitzableiter nach Benjamin Franklins Vorschrift, sondern auch einen der überlieferten Blitzschutzheiligen des Glaubens anzubringen. Und wenn sich Adolph Rieth auch gewiß wie jeder aufgeklärte Mensch unserer Zeit den Blitz als ein luftelektrisches Phänomen er-



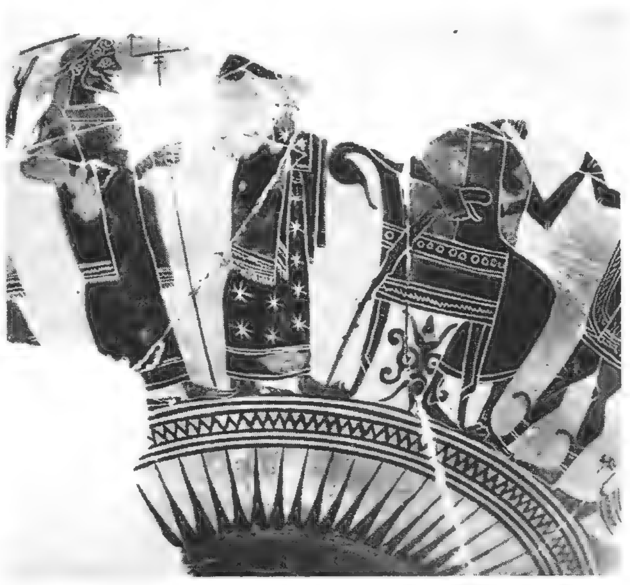
Storchennest im Gewitter — Photo Dr. Steiner, München

klärt, so mag sein prähistorisch-volkskundlich gestimmtes Herz doch auch einige geheime Sympathie für die Dämonen, Götter und Heiligen bewahren, die die Blitze schwingen und sie auch abwehren. Ohne diese Affinität hätte er uns gewiß nicht seine Arbeit beschert, welche sowohl den mythischen wie den auf Erfahrung beruhenden Aspekt des Blitzthemas nebst ihren Zwischenstufen berücksichtigt, wie sie uns Plastik und Malerei so vielfältig spiegeln – von den Frühzeiten des Alten Orients bis hin zu dem Zeitpunkt, da die Photographie dem Menschenauge seine – gerade in Sachen des Blitzes ziemlich unvollkommene – Beobachtung abgenommen und damit auch den letzten Rest noch bewahrter Symbolisierung und Stilisierung aufgehoben hat.

Der Verfasser erzählt uns im Vorwort, daß er bei einem Florenz-Aufenthalt einmal die Annunziatenkirche betrat. Unter den berühmten Fresken des Andrea del Sarto in der Vorhalle mit ihren Wunderdarstellungen aus der Legende des Heiligen Filippo Benizzi fesselte ihn besonders ein Bild: es schildert, wie dieser auf seiner frommen Pilgerschaft eine trotz aufziehenden Gewitters in ihr Glücksspiel vertiefte Soldatenhorde antrifft, die den Vorübergehenden freche Bemerkungen nachruft. Worauf sie der Heilige mit dem Blitze straft, weil man nicht lästern soll (und außerdem nicht bei aufziehendem Gewitter unter dicken Bäumen Schutz suchen...).

Dies Freskogemälde «zündete» bei unserem Gelehrten, und er machte sich flugs daran, andere Darstellungen von Blitzen zusammenzustellen und miteinander zu vergleichen. Durch die vielberufene «Anziehungskraft des Bezüglichen» flossen dem Suchenden beim Sammeln von Blitzen die Beispiele nur so zu, und bald zeigte sich, daß eine kunstgeschichtliche Ikonographie eine ergiebige und vielseitige Aufgabe darstellt: ein Thema, das uns alle Stufen vom Sinnbildlichen bis zum Impressionistischen, vom Mythischen bis zum Mechanischen verfolgen läßt, ein Leitmotiv, an dem wir als Archäologen, Volkskundler, Religionswissenschaftler und Völkerpsychologen viel lernen können.

Wieviel, das ahnt der Leser schon, wenn er im Inhaltsverzeichnis die Überschriften der zwölf Kapitel überfliegt! Sie handeln von der Bedeutung des Blitzes in der Vorstellung der primitiven Völker, von der weitverbreiteten Idee und Gestalt des Donnerkeils, von der künstlerischen Darstellung des Blitzfeuers in der altorientalischen und mittelmeerischen Antike, wo, wie wir erfahren, dieses immer nur als Zeichen und in Verbindung mit einem Gott erscheint. Dann geht es zu den oft apokalyptisch veranlaßten Gewitterbildern des Mittelalters mit ihren Blitzdämonen, zur humanistischen Renaissance, die einerseits die klassische Blitzsymbolik wiedererweckt, anderseits aber auch die meteorologische Wirklichkeit zu erfassen beginnt. Symbolik und Wetterkunde mischen sich dann reichlich in der Kunst der Barockjahrhunderte, während im 19. und 20. Jahrhundert das elektrische Phänomen als solches alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der



Fragment einer schwarzfigurigen Schale (6. Jh. v. Chr.). — Jupiter im Kreis der Götter, mit Knotenstock und Blitz unter dem Lehnstuhl.



Warhafftige vnd erschröckliche newe Zeittung / Welche geschehen worden ist / den 17. Nouember.

Der greuliche Kugelblitz (Holzschnitt einer Augsburger Briefmalerzeitung des Jahres 1623). (Photo Städt. Bibliothek, Augsburg.) Die Bildvorlagen auf dieser und gegenüberliegender Seite verdanken wir der freundlichen Vermittlung von Dr. Rieth; sie sind, ebenso wie das Bild auf der nächsten Seite, nicht in dem hier besprochenen Buch verwendet.

vorletzte Abschnitt handelt vom Wesen des Blitzes und von seiner Photographie; der letzte («Wetterheilige und Blitzableiter») faßt noch einmal die faszinierende Polarität des Themas und damit auch des Buches zusammen.

Dazu nun der gestaltenreiche, technisch ausgezeichnete *Abbildungsteil* mit seinen Donnerkeilen, Blitzgöttern, Bildern des himmlischen Feuers, des Blitzstrahls bis hin zu realistischen Darstellungen, die nur noch der Photograph überbietet – weswegen der Verfasser eine ganze Anzahl großartiger Blitzaufnahmen beigesteuert hat.

Ein erregendes Bilderbuch, in welchem man auch die bedeutendsten Maler – einen Cranach, Giorgione, Tintoretto, Rubens, Caracci – nicht vermissen wird, bis hin zu den barocken Deckenmalern und weiter zu unseren deutschen Romantikern, einem Josef Anton Koch vor allem, wo von naivem Theaterstil sich das erstaunlich beobachtete Bild von Karl Blechen, die erste und wohl einzigste Veranschaulichung des eigentlichen Blitzeinschlages, seltsam abhebt. Auch die fernöstliche und indische Kunst hat der Verfasser nicht vergessen. – Wieviel Denkwürdiges oder mindestens Kurioses findet sich für unser Thema in all diesen Zeiten und Räumen! Etwa – um nur ein einziges herauszuheben – das mehrfach vorkommende Motiv, daß der galante Jupiter bei einem ehelichen Besuch seiner Juno nicht vergißt, das störende Blitzbündel unter dem Bett zu verstauen...

Bei dem überraschend großen Umfang des Themas, das Dr. Rieth in seiner Monographie mit einer Art von Blitzesschnelle durcheilt und erhellt, ist es selbstverständlich, daß seine Ikonographie nicht alle eventuell in Betracht kommenden Gesichtspunkte berücksichtigen konnte und daß er es darum gern seinen Lesern erlaubt, am Thema weiterzusinnen. Wir möchten zum Beispiel fragen, ob es wirklich bewiesen ist, daß die antike Malerei keine atmosphärischen Blitzdarstellungen gekannt hat. Wie mag das Gewitterbild des berühmten Apelles ausgesehen haben, welches Plinius erwähnt? – Eine besondere Sinngebung des Blitzes, die Rieth nicht erwähnt, finden wir in Philostrats Lebensbeschreibung des Apollonius von Thyana, eines großen Wunderheiligen und Theosophen aus dem Jahrhundert Christi. Bei seiner Geburt – ein Traum hatte der Mutter befohlen, auf eine Wiese zu gehen und Blumen zu pflücken – fuhr ein Blitzstrahl zur Erde, «wodurch die Götter den Glanz des Mannes, seine Erhebung über alles Irdische, vorbedeuten wollten». Der Verfasser dieser Zeilen hat nachzuweisen versucht, dies sei der eigentliche Gegenstand jenes rätselhaften Giorgione-Bildes in Venedig, das Rieth unter dem herkömmlichen Titel «Tempesta» (Sturm) abbildet.

Dergleichen Hinweise ließen sich vermehren. Aber selbst der gelehrteste Verfasser kann nicht alles zu seinem Thema wissen und auch zur Sprache bringen. Als eigentliche Kritik – und sei sie auch pedantisch – haben wir höchstens anzubringen, daß sich in einem sonst so sorgfältig betreuten Werk so manche Schreib- oder Druckfehler erhalten haben. Man schreibt Caracci (und nicht Carazzi), Elsheimer (nicht Elzheimer), Sankt Dominik (und nicht San Dominik), San Carlo al Corso (nicht Alcorso). Nur ein paar Winke für die zweite Auflage, die dem Buch gewiß zu wünschen ist.

G. F. Hartlaub (Heidelberg)

(Adolf Rieth: Der Blitz in der bildenden Kunst. Ernst Heimeran Verlag, München, 1953.)



«Der Blitz», ein Gemälde des holländischen Malers Aelbert Cuyp (1620–1691) in der Sammlung E. Bührle, Zürich.

EINE BASLER FÄHRENGESCHICHTE

Von Rudolf Graber

An einem heißen, hellhimmligen Sommerabend schwebte eine Basler Rheinfähre schon ein Stück weit draußen auf den grünen Wellen, da griffen aus dem Wasser eine braune Schwimmerin und ein brauner Schwimmer übermütig nach dem Fährerand und ließen sich mitziehn, und an ihren beiden braunen Händen glänzte je ein goldenes Eheringlein.

Der Fährimann war jedoch nicht fürs Gratisziehen und hieß sie sich davonmachen, und nun ließen sie sich lachend bis zum Steuer des Schiffleins treiben und schwenkten das alte Brett hin und her, daß das Schifflein bald stillestand, bald hinschoß, und der Fährmann streckte sein Gesicht zum hintern Fenster hinaus und fluchte sich blau, und alle Fahrgäste hängten die Köpfe übers Geländer und freuten sich an dem Spaß.

Mitten auf dem Rhein aber faßte der junge braune Schwimmer die braune junge schöne Schwimmerin liebevoll und wasserweich um die Schulter und zog sie mit sich durch die Wirbel davon, und viele aus dem Schifflein sahen ihnen sehnsüchtig nach. Eine ältere Dame aber sagte trocken:

«Dabei waren ihre Eheringe ganz und gar von verschiedenen Goldschmieden.»

Da starrten alle betroffen einander an, jemand pfiff leise durch die Zähne, mehrere nickten, der erboste Fährmann rief:

«Sowas sieht man nicht erst an den Eheringen», und einen Augenblick drauf bückte sich schon alles im Fährehäuslein gegeneinander, und jeder hatte ein zerbrechliches Ehegeschichtlein zu alleräußerst auf der Zungenspitze, und die ältere Dame mit dem scharfen Auge für die Ringe sagte:

«Das erinnert mich nämlich ganz bedenklich an

die Geschichte von dem Badereislein

jener zwei reichen, vornehmen, aber ziemlich traurigen Freunde. Jeder hatte eine reizende Frau, munter und übermütig, und hätte mit ihr weiß Gott zufrieden sein können. Aber wie es bei so Lebemännern geht, die alles leicht kriegen, wonach sie gelüstet: eines Morgens, in einem grün umbuschten Reitgrund vor der Stadt draußen, als die zwei ihre Pferde hinter einer jungen Pappelwand tummelten, nahm einer den Zügel von des andern Tier, holte es nah an sein Knie, tätschelte und liebkoste es und sagte mit einem frechen Blinken in den Augen zu seinem Freund:

«Wenn dir meine Frau so gefiele wie deine mir —»

Hier beugten sich alle Fähregäste im Häuslein drin mit horchgierigen Gesichtern gegeneinander, und kaum hatten dies die Kinder bemerkt, die auf dem Vorderschiff Papierlein ins Wasser streuten, so kamen sie alsbald unters Dächlein gerannt und streckten der Erzählerin die wunderfitzigsten Nasen ins Gesicht, und die Dame richtete sich bocksteif auf, winkte bös mit der Hand ihrer verhinderten Geschichte nach und sagte:

«Ein andermal mehr!» und alle schwiegen.

Als es nichts mehr zu hören gab, zogen die Kinder wieder ab, und weil die unterbrochene Dame allzu erzürnt war, begann sogleich ein älterer Herr mit braunen Schalksaugen ganz leise

die Geschichte von der Militärpistole.

«Der Hauptmann Soundso war schon alt und sein Weiblein allerliebst und jung, und je wackliger er wurde, desto begehrenswerter und lockender erschien sie ihm für andere; und je hartnäckiger er aus dem Glas seine Hirngespinste ertränken wollte, um desto eifersüchtiger schlich er sich nachts heim. Und einmal nach Mitternacht, da er knallvoll in ihr Schlafzimmer einbrach und ein verdächtiges Geräusch in der Stockdunkelheit zu hören meinte, schoß er in trunkener Wut mit seiner Militärpistole einmal, zweimal, dreimal auf ihr Bett — machte Licht, fand sie aus dem Schlaf gefahren mutterseelenallein zuoberst auf ihr Kopfkissen hinaufgeflüchtet vor Angst und ihn entsetzt aus einem schneeweißen Gesicht mit ihren dunklen Augen anstarrend, die größer waren als je. Allein schon rasten Sprünge die Stiege herauf — ein junger Polizist hatte unten auf der Straße auf seinem Dienstgang die Schüsse gehört — er stürzte herein — mit beiden Armen umklammerte er von hinten den baumeligen Schützen, der alle Türen offen gelassen hatte — über dessen Schulter aber fielen seine aufschimmernden Blicke auf die junge, wunderschöne Hauptmännin, die jetzt von ihrem Kopfkissen herunter schamvoll unter die Decke krabbelte und —»

Ob sie wollten oder nicht: wiederum, ohne Ausnahme, waren die Gesichter der Lauschenden gegeneinander gefahren. Und als wenn sie gestupft worden wären, brach sofort auch der Schwarm der Kinder herein und begehrte zu wissen, was es denn so Spannendes gebe. Aber wohlweislich biß sich der ältere Herr auf die Zunge und ließ sich kein Wörtlein mehr entreißen, und somit trollten sich auch die Kinder wieder.

Doch faßte eine junge, lustige, leicht-sommerlichbunt gekleidete Frau frischen Mut, und in

der Geschichte von der Entführten

berichtete sie von einem neuvermählten Paar, das im eigenen Auto die Hochzeitsreise nach Paris angetreten. «Die zwei waren», erzählte sie, «bis nach Nancy gekommen. Dort, auf der Place Stanislas Leszczinski, stieg er aus, um Filme zu kaufen; es glitten immerzu eine Unmenge Autos herein auf den Platz hinter den

herrlichen Schmiedegittern, es herrschte zeitweise das wirrste Durcheinander; darum traten zwei junge, sehr gut gekleidete Herren auf unsern Wagen zu; die junge Frau saß darin und studierte die Straßenkarte im Reiseführer; die jungen Herren lupften ihre Strohhüte, sie bogen die Umschläge an ihren Röcken auf, dort blitzte es silbern, sie waren von der Polizei; sie sagten nett, der Herr solle sein Auto dort drüben parkieren — oder wart mal! da er schon ausgestiegen war, wollten sie es ihm schnell selber hinfahren; sie stiegen ein; der junge Ehemann dankte ihnen freundlich in den Wagen hinein; er folgte mit den Blicken dem Gefährt; es fuhr durchs Gitter und die lange schöne Allee hinunter, hielt nicht mehr an und entschwand. Drei Tage später erschien die Frau in Paris ohne Auto in dem Hotel, worin die beiden ihr Zimmer bestellt hatten; ihr Gatte erwartete sie dort, und — ach Himmel! ja, die Kinder!» seufzte die Frau, denn diese standen schon wieder hageldicht um sie; auch diese Erzählerin verzweifelte; man kam überein, daß nur die allerlangweiligste Geschichte, zurückgelehnt und bewegungslosen Gesichts entgegengenommen, zu Gehör gebracht werden könne; man sah sich nach jemand Langweiligem um; ein junger dicker Reisender bekannte, es zu sein, und gab mit eintöniger Stimme

die Geschichte von der Schilfbucht

zum besten, keine Nase spitzte sich vorwärts, kein Kind drehte sich nur halbwegs nach ihr um.

«Mich bedient», hob der Reisende an, «ein Coiffeurgeselle, dem die Gabe fesselnder Unterhaltung versagt ist. Ich kam nie hinter sein Wesen, bis ich aus seinem müden Augenaufschlag und Augenrollen und seinem kaum hörbaren Auf- und Zuklappen des Munds auf eine innere Verwandtschaft mit den Fischen schloß und ihm auf den Kopf zusagte, er sei ein großer Angler. Er schlug beglückt zum erstenmal seine Augen völlig auf, lächelte im Innern der Augen, hinter den Pupillen, daß es von einer Seite nach der andern langsam hinleuchtete, und erzählt mir nun ununterbrochen von seiner Fischerei, und beispielsweise ist ihm letzten Sonntagnachmittag vor Erlach draußen, am Wasser des Bielersees, im Schilfstreifen hinüber zur Petersinsel, folgendes aufgefallen.

Er hatte sich einsam zum Fischen in ein Schilfbüchtlein verzogen, als aus dem Büchtlein nebenan durch die hellhörige Schilfwand munteres Stimmengewirr aufklang, fröhlich quäkend im lieben Baseldeutsch. Und bald darauf, nach einem kleinen Familienstreit, trat aus dem Schilf in Badehosen ein Knabe von zwölf Jahren, erklärte unserm Coiffeurgesellen, er habe jetzt genug von drüben und bleibe bei ihm. Nach einer Weile kam auch seine Mama, ebenfalls im Badekleid, eine junge hellblonde Frau von kräftigen rötlichen Gliedern, und wollte den Knaben an der Hand herüberzerren. Allein, er sperrte sich, sie flüsterte ihm umsonst wutentbrannt zu, wenn er nicht komme, fresse Aliceli die Ananas wieder alle allein — er blieb, und sie ging, um auch noch ein Maulvoll Ananas zu ergattern, wie sie sagte.

«Ist Aliceli deine Schwester?» fragte mein Gewährsmann.

«Ja», antwortete der Junge verdrossen und zog die Würmer aus unseres Fischers Erdbüchslein so lang hin, als sie es aushielten, und einzelne noch länger. Der Coiffeurgeselle verwies es ihm, und der Junge trollte sich erzürnt.

Kurz darauf gab es drüben wieder ein Familienzänklein, und diesmal flüchtete sich zornig das Mädchen, ungefähr gleichen Alters wie der Knabe, zum Angelnden. Sie setzte sich neben ihn und lehnte sich an seinen bloßen Oberarm mit der bloßen Schulter; sie stak gleichfalls im Badekleid.

Der müde Coiffeurgeselle fragte:

«Seid ihr Zwillinge? Du und der Bruder?»

«Dank schön!» antwortete das Mädchen. «Lieber nicht.»

«Wie alt bist du denn?»

«Drei Wochen jünger als er.»

«So?» sagte der gedankenarme Mann. Er wurde auch abgelenkt durch einen Fisch, der aus einem fernen Schilfschatten in den Schilfschatten herüberzuckte, wo seine Angel hing.

«Wieviel, sagst du, seist du jünger?» fragte er endlich, als der Fisch nicht anbeißen wollte.

«Drei Wochen.»

«Dann seid ihr aber nicht von der gleichen Mutter.»

«Kunststück», sagte das Mädchen.

«Aha», sprach er, «so seid ihr denn also zwei Familien da drüben?»

«Eine.»

«So ist eine von euern Müttern geschieden?»

«Blöde Fragerei», erwiderte das Mädchen. «Eine ja. Meine nicht. Die wäre froh.»

Der Coiffeurgeselle, wie ein Fisch, knabberte eine Weile an diesen Antworten herum. Aber ehe er sich zu einer neuen Frage gesammelt hatte, kam von drüben eine Frauengestalt auf dem Wasserweg hergewatet, ebenfalls schöngliedrig und kräftig wie die erste, aber zwei drei Jahre jünger und von hübschestem Hellbraun.

«Komm mit», flüsterte sie dem Mädchen zu. «Der Bruder bringt eben seinen Geburtstagswunsch vor. Du weißt, was du dir zum Geburtstag wünschen mußt!»

«Das Badekleid für sechzig.»

«Du kannst bis auf vierzig hinunter. Aber dann mach ein verstimmtes Gesicht und klemm ihnen nur keck noch ein Sommerkleidchen ab. Du brauchst nicht schüchterner zu tun als der Bruder. Und was gibst du ihnen, wenn du es hast?»

«Das mußt du mir nicht sagen.»

Sie rauschten beide durchs Wasser davon, und augenblicklich erhob sich drüben eine Auseinandersetzung um die Geburtstagsgeschenke, die zwar mit mildfreudigen, erwartungsvollen Geburtstagsstimmen geführt wurde, aber an geistiger Schärfe und Schlagkraft nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Mann verteidigte

sich schwerfällig und verzweiflungsvoll gegen die Zumutung, dem Knaben ein englisches Velo und dem Mädchen Bad- und Sommerkleid zu gewähren. Er drohte schon von den beiden hellen, sägenden Frauenstimmen umgelegt zu werden. Da entschied im letzten Augenblick eine dritte Frauenstimme, eine dunkle, bestimmte, klare und gleichfalls noch junge Stimme, die der Coiffeurgeselle bislang überhaupt nicht wahrgenommen hatte, daß der Knabe einen Trainingsanzug erhalte und das Mädchen ein Sommerkleid — und basta.

Es ging von der dunklen Stimme eine merkwürdige Autorität aus. Denn eine Weile schwiegen alle vier Anwärter auf die Geschenke mäuschenstill, die zwei Mütter wie die zwei Kinder.

Dann allerdings sprach die Mutter des Knaben zu dem Mann:

«Du mußt nur nicht meinen, daß ich auf die Dauer mit meinen hundertachtzig Stutz monatlich für den Jungen auskomme. Sowas bildet sich auch nur jemand Ahnungsloser ein, der keine eigenen Kinder hat.»

Hier war nun ausnahmsweise auch die andere helle Frauenstimme einverstanden, die von des Mädchens Mutter. Sie veranschlagte ihre Kosten für das Kind auf mindestens zweihundertzehn Franken im Monat und wurde alsbald von der Knabenmutter noch überboten, die die Auslagen für ihren Jungen auf glatte zweihundertvierzig Franken bezifferte.

«Nun», sagte die dunkle Frauenstimme, sogar ein wenig unwirsch, «etwas werdet ihr für eure Kinder auch noch aus eigener Kraft hinzufügen dürfen. Schließlich sind sie euer und nicht mein. Ich als die Verheiratete hätte, meine ich, am meisten Anrechte. Oder soll ganz und gar Ich Vatti ernähren, damit er euch seinen Verdienst bis auf den letzten Rappen hinlegen kann? Auch wir haben eine Wohnung zu zahlen, und Steuern, und leben können wir gleichfalls nicht von der Luft. Kommt, eßt jetzt! Und was das Auto anbelangt —»

«Das ist schon in Ordnung, das Auto», sagten die beiden andern Frauen. «Das ist schon recht.»

Es klapperte eine Weile von Aluminiumtellern und -bestecken, dann ordnete die tiefe dunkle klare Frauenstimme den Vati ab ins Wasser hinaus, das Geschirr zu waschen. Der Coiffeurgeselle sah ihn sofort wegwaten. Er war ein noch junger Mann, keine fünfunddreißig Jahre alt, und gleichfalls von herrlichem, urkräftigem, rötlichem Gliederbau. Er tummelte sich erst wassergewohnt, das Geschirr in beiden Händen, in der grünen Flut. Sprang er hoch, so stürzten die Wasserströme von ihm wie von einem auftauchenden Stier. Er erwies sich indes auch sehr geschickt im Geschirrwaschen. Er sah während des Waschens ein paarmal zu dem Angelnden herüber, der zufrieden in seiner Einsamkeit saß; er blickte jedesmal ein wenig länger her, und ein wenig sehnsüchtiger. Und als er in weißen Gischtwellen ans Ufer gestampft war und sein Geschirr abgeliefert hatte, kam er denn auch zu dem Fischenden. Sein Gesicht war gelblockig, von niederer Stierenstirn und schlichtem, schönem, wildem Stierenblick; und bald rief zwischen den beiden Männern ein Wort dem andern. Der gewaltige Kraushaarige gab sich als Metzgereiangestellten von Basel zu erkennen, als Bankknecht in einem größeren Metzgerladen. Dann wurde er traurig und berichtete dem Coiffeur von der kopflosen Zeit unmittelbar nach seiner Verheiratung. Er hatte vor der Hochzeit makellos gelebt, wie ein Engelein ganz und gar ahnungslos, er konnte ruhig sagen: fromm wie ein Lamm. Aber von der Hochzeitsreise kam er so unverständig besinnungslos aufgelockert und wild heim — und seine Frau mußte sogleich mehrere Wochen weg zur Pflege einer kranken Tante; sie war vorher Verkäuferin in seinem Laden gewesen; jetzt nicht mehr; ach, ihre Augen fehlten... Die andern Verkäuferinnen aber, als er so aufgelockert und besinnungslos wiedergekehrt war, die wurden auch so unverständig verwirrt; die blonde war eine geschiedene Frau, und die hellbraune ein übermütiges Mädchen und verrücktes neidisches Ding, das meinte, es müsse alles haben, was die andern haben... Seine Frau aber, als Schlag um Schlag so über sie beide hereinbrach, sie ließ ihn nicht fahren — im Gegenteil; und er nicht sie, auch im Gegenteil; mit beiden Händen klammerte er sich an sie, auf Tod und Leben sozusagen. Wenn ihn jemand über Wasser hielt — damals — und heute — war sie's. Sie verteilte jetzt sein Einkommen, verteilte es gerecht unter seine drei Stämme — Familien konnte er nicht sagen. Er aber, mit Leib und Seele, gehörte einzig seiner Frau. — Nur ein Kind konnten sie sich nicht leisten, zu den zwei andern hinzu.

Hier bog er das Schilf ein wenig auseinander und spähte hinüber; der Coiffeurgeselle kniete neben ihn hin und spähte mit; nach einer Zeit fragte der langsame Geselle:

«Aber Ihre Frau ist ja viel schöner als die andern — und auch sonst —»

Sie wies eben den zwei Kindern, wie aus dürrem Rohr und Schilf lustige Schifflein zusammenzubiegen und zusammenzustecken waren; die Kinder saßen neben ihr; zum erstenmal den ganzen Nachmittag saßen sie aufmerksam und glücklich; zwischen hinein zeigte sie der hellbraunen Ungeduld von Frau, wie sie ihren Reißverschluß wieder einfädeln konnte, und unterhielt sich mit der Blonden über die Einteilung des Haushaltungsgeldes. Schließlich teilte sie Racketts und Federbälle aus, und es entwickelte sich ein ganz leidliches Spiel unter den drei Frauen und zwei Kindern und nachher ein lustiges Badegewirbel. Vatti wurde auch dazu gerufen. Aber ehe er ging, sagte er noch mit einiger Einsicht:

«Viel ist ja nicht los mit meinen zwei Zwuggeln. (Er meinte seine Kinder.) Sollten sie aber unerwarteterweise doch je etwas Rechtes werden, verdanken sie es meiner Frau. Die zwei Mütter ...» — er zuckte die Achseln und sah düster durchs Schilf. «Neuerdings hat meine Frau sogar ein Auto gekauft. — Sie ist nach unserer Katastrophe sofort wieder Verkäuferin geworden; sie ist jetzt Ladenvorsteherin — und jeden Sonntag fährt sie uns alle zusammen in die weite Welt: sie sagt, an-

ders behalte sie uns nicht zusammen und in Ordnung als mit dem Auto.»

Es wurde Abend. Die Sonne blitzte tiefhin durchs Schilf. Es hieß für unsern Coiffeurgesellen aufbrechen. Als er beim Dorfeingang sein Motorrad aus dem Schilfversteck zog, kam auch die komplizierte Familie mit Sack und Pack. Vatti trug so ziemlich allen Sack und Pack. Ihr Auto stand unfern unter den Silberpappeln, und der Coiffeurgeselle sah zu, wie die bunte Gesellschaft einstieg. Die Ehefrau befehligte das Verstauen des Gepäcks; sie war eine wohlgewachsene, ruhige, dunkle Frau; irgendetwas an ihrem Gesicht verwunderte unsern Angler: es war ernst, es war gütig und bestimmt, und noch ein bißchen mehr. Sie nahm am Lenkrad Platz; es war ein großer offener altmodischer Wagen aus zweiter Hand. Sie hieß die beiden Kinder sich neben sie setzen. Hinten thronte der Vater zwischen den Müttern. Als alles versorgt war, ließ die Frau eine Weile den Anlasser surren. Der Motor sprang nicht gleich an. Sie wartete, die Stirn ein wenig gesenkt. Der Motor begann immer noch nicht zu surren. Sie horchte hinein, sie hielt den Kopf schief; dabei fiel ihr Blick auf die neben ihr sitzenden Kinder. Ihre warmen dunklen Augen glänzten verstohlen auf. Sie tat, als müsse sie die Tür neben dem Jungen besser schließen. Sie beugte sich zu den Kindern hin. Sie konnte nicht anders, sie umfing eins wie das andere einen Augenblick zärtlich und küßte es. Dann ratterte der Motor an; sie setzte sich zurecht; und der Coiffeurgeselle sah, wie eine unendliche Traurigkeit in ihr Gesicht fiel zusammen mit den gleitenden Baumschatten, als ihr Auto jetzt davonfuhr.»

VOM PFEILGIFT ZUM MEDIKAMENT

Auf der Suche nach dem Geheimnis des Ouabain, eines der stärksten Pfeilgifte Afrikas

Von Hans Leuenberger

Die afrikanischen Jägerstämme, die in Restgruppen vom Roten Meer in Dankalien bis hinunter nach Südafrika verteilt leben, benützen alle dasselbe Pfeilgift, ein Nervengift von äußerst tödlicher Wirkung. Seit einigen Jahrzehnten weiß man, aus welcher Pflanze der Hauptbestandteil dieses Pfeilgiftes, das Ouabain, stammt. Es handelt sich um einen hartblättrigen Strauch oder einige Meter Höhe erreichenden Baum, dem wir während unserer vier Jahre dauernden Reise in Ostafrika erstmals am Osthang von Eritrea, dann im großen Grabenbruch Südabessiniens und in Nordkenya und hierauf am Fuß des Mount Kenya und der Aberdares und zuletzt im Hinterland der Keniaküste begegneten.

Die wissenschaftliche Untersuchung dieses Giftes liegt in den Händen von Prof. Dr. Tadeus Reichstein, dem Leiter der Organisch-Chemischen Anstalt der Universität Basel. Prof. Reichstein synthetisierte seinerzeit das Vitamin C und erhielt zusammen mit Prof. Kendall im Jahre 1950 den Nobelpreis für seine Verdienste um die Cortison-Forschung. Seinen Studien über das Ouabain gingen wichtige Studien über eine andere afrikanische Giftpflanze voraus, den Strophantus, der inzwischen auch zu einem wichtigen Herzmittel geworden ist. Neuerdings wird in Tanganyika eine Fabrik aufgebaut, die ein dem Strophantin gleichwertiges Produkt aus den Abfällen der Sisal-Agave herstellen wird. Dieses neue Rohprodukt wird bald den Strophantus aus dem Felde schlagen. Das Ouabain ist vielleicht dazu ausersehen, in vielen Sonderfällen das bisher noch am häufigsten angewandte Herzmittel, das Digitalin, aus dem Fingerhut, zu ersetzen. Prof. Reichstein ist auch damit beschäftigt, die biochemischen Wirkungen des Ouabain zu untersuchen, die bei schweren Operationen dem geschwächten Herzen ganz besondere Impulse zu geben vermöchten.

Welch große Umwege oft die Wissenschaft gehen muß, um zu praktisch verwertbaren Resultaten zu gelangen, vermag gerade unser afrikanisches Pfeilgift aufzuzeigen. Schon seit Jahren beschäftigt sich Peter Bally, der schweizerische Botaniker am Coryndon Museum in Nairobi, mit den pflanzlichen Giftstoffen der ostafrikanischen Stämme, unter anderem auch mit dem Ouabain. Die das Gift enthaltende Pflanze trägt den wissenschaftlichen Namen Acokanthera und gehört zur Familie der Apoynaceae. Peter Bally sandte Prof. Reichstein schon vor Jahren Holz, Rinde, Wurzeln und Früchte (mit Samen) dieser Pflanze, die er in vielen Gebieten Ostafrikas sammelte. Weiteres Material fand seinen Weg aus Südafrika nach Basel. Wir hatten ebenfalls das Glück, Untersuchungsmaterial aus Eritrea, Abessinien und Kenya beizusteuern.

Kürzlich stieß nun Peter Bally im Hinterland der Kenyaküste auf äußerst aktives Pfeilgift und brachte auch Pflanzenmaterial mit. Es ergab sich dann, daß das Pfeilgift des Stammes der Giriama in einem großen Teil Ostafrikas seit langem einen begehrten Handels- und Tauschartikel darstellt. Das Giriamagift wird von den Jägerstämmen Ostafrikas als das stärkste Gift dieser Art bezeichnet. Wenn man nun auch in den Besitz einer großen Menge des fertigen Giftes gelangt ist, so ergab sich dann das überraschende Moment, daß das scheinbar als Rohmaterial verwendete Holz keine oder nur geringste Mengen an Ouabain zeitigte. Prof. Reichstein beauftragte uns daraufhin, dem «Geheimnis» an Ort und Stelle nachzuspüren. Die Expedition nahm fast einen Monat in Anspruch und führte zum Erfolg. Zumindest kann dies in bezug auf das Herstellungsrezept gesagt werden.

Wir stießen denn bei den Giriama-Ältesten zunächst auf eisige Abweisung, bis es uns gelang, die Freundschaft eines dieser Männer zu gewinnen, so daß er sich bereit erklärte, das über Generationen an ihn übertragene Geheimnis des Pfeilgiftes bekanntzugeben und uns neben der Acokanthera (die die Giriama «Utsungu» nennen) auch die weiteren wichtigen Zutaten zu nennen und zu übergeben.

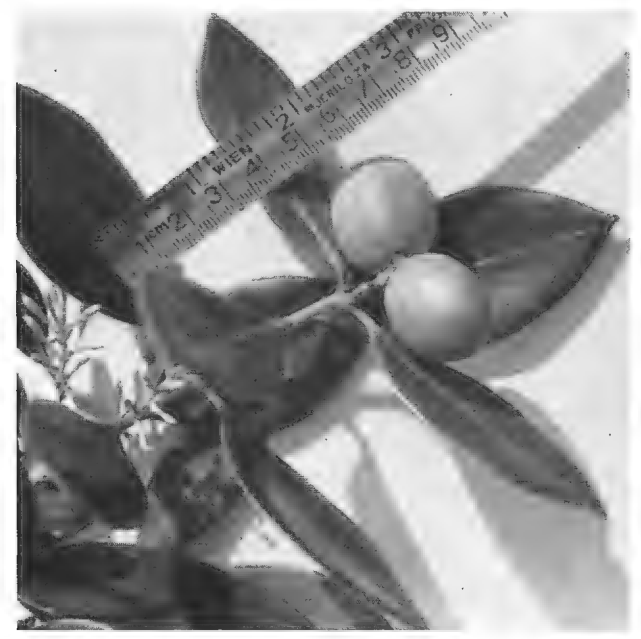
Nachdem wir eines Abends mit ihm in seinem Hüttengeviert tief im Wald Kokospalmwein getrunken und seinen Frauen und Kindern allerlei Geschenke überreicht hatten, verriet uns der bald siebzigjährige Älteste, namens Mudata wa Tuva («wa» bedeutet «Sohn des»), daß sein Vater ihm vor zwanzig Jahren Sämlinge von einem «Utsungu»-Baum übergeben habe mit dem Auftrag, sie in einem abgelegenen Gebiet des Waldes möglichst in einer Lichtung anzupflanzen. Er habe später von einem ausgewachsenen Strauch Pfeilgift bereitet und durch Versuche an Fröschen und Schildkröten



Nur zwei Erdstraßen führen von der Suaheliküste des Indischen Ozeans ins Giriama-Land. Eine weitere schwer befahrbare Piste erlaubte uns, von Mariakini an der Ugandabahn in dasselbe Gebiet zwischen der Wüste und dem bewaldeten Hügelland einzudringen. — *Rechts:* Der Giriama-Älteste Mudata wa Tuva ist einer der wenigen, der die Herstellung des Pfeilgiftes kennt und dessen Auskünfte für uns von unschätzbarem Wert waren. Er hält hier einen Zweig der Acokanthera in der Hand. — *Unten:* Ein Wasanya mit einem der nur noch selten benutzten Bogen.



Der mittlere Pfeil zeigt das dick aufgetragene Gift — das nicht an der Spitze, sondern am oberen Schaft des Pfeiles steckt. Der vordere Pfeil zeigt, wie das Gift mit Bast umwickelt wird, um es gegen Austrocknen zu schützen. Vor dem Abschuß wird dieser Bast abgewickelt. Der Pfeil besteht aus drei Teilen: Spitze, Oberschaft und langem Hauptschaft. Der Oberschaft löst sich leicht, wenn das fliehende Tier durch das Buschwerk streift. Der Jäger findet dann das Pfeilende und weiß, daß er getroffen hat.



Blüten und Früchte der Giftpflanze finden sich fast das ganze Jahr über am selben Strauch. Die Früchte enthalten harte braune Samen, die ebenso giftig sind wie der Rest des Strauches oder Baumes.

festgestellt, daß das Gift ohne weitere Zutaten eine von ihm noch nie beobachtete sofortige Wirkung gehabt habe. Es seien diese «Utsungu» die einzigen Bäume, denen er in seinem langen Leben begegnet sei, deren Gift allein, also ohne Zutaten, höchste Wirkung gehabt habe.

Am folgenden Abend wanderten wir tief in den Wald hinein, bis wir in einer saftiggrünen Wiese an einen mit Lotos bedeckten Weiher gelangten. Die Landschaft hatte — wohl im Verband mit unserem seltsamen Ziel — etwas Märchenhaftes. Affen turnten auf den Bäumen; goldgelbe Webervögel krächzten und schwatzten, während eine Brise an ihren an den Astenden schwankenden Nestern zupfte. Weit verteilt über diese Lichtung standen etwa sechs Meter hohe, satt glänzende Büsche von je etwa fünfzig aus dem Boden direkt hochstrebenden armdicken Ästen. Ein schwerer, süßer Duft, der an Jasmin gemahnte, durchstrich die weiche Abendluft. Keiner der bunten Schmetterlinge, keiner der grünlich schillernden Nektarvögel schwebte über den schneeweißen Blüten der Acokanthera. Die Einheimischen behaupten, daß sie tot niederfallen würden, wenn sie auch nur den Strauch berührten.

Mit scharfen Hieben des Buschmessers schnitt unser Giriama eine Anzahl der Äste heraus und brachte zwei junge Sämlinge hervor, die unter dem Astwerk im tiefen Schatten sprossen. Sie wachsen heute im Garten Peter Ballys fröhlich weiter. Holz und Wurzelstücke liegen im Labor in Basel zur Untersuchung. Prof. Reichstein hatte in den vergangenen Jahren durch Untersuchungen festgestellt, daß von Baum zu Baum größte Unterschiede im Gehalt an Ouabain besteht. Den höchsten Gehalt haben bisher die Sträucher gezeitigt, die wir am Osthang des Hochlandes von Eritrea gefunden hatten.

Die tropische Nacht war schon tief über den Kral Mudata wa Tuvas gefallen, als wir nach langer Wanderung auf verschlungenen Pfaden zurückkehrten. Dann ging es weiter, eine halbe Stunde bis zur Stelle, bis zu der wir mit dem Wagen vorgedrungen waren. Wir trafen einen Giriama, der uns mitteilte, ein Leopard habe ihm eine Ziege geraubt. Er hätte den Chef der Bamba benachrichtigt, damit er die englischen Behörden an der Küste in Kilifi beauftrage, einen Jäger zu senden. Da die Engländer die Benützung von Pfeil und Bogen und die Herstellung des Pfeilgiftes schon seit Jahren verboten hatten, konnten die Giriama dem Leoparden nicht nachstellen, wie sie es in früheren Zeiten getan hätten. Unsere Aufmerksamkeit richtete sich aber auf eine Kolonne von Safariameisen (Wanderameisen), denen wir auf dem Herweg bei Tag begegnet waren. Wehe, wenn man auf sie tritt! Sofort greifen sie an und beißen sich in unsern Beinen fest! Wir entdeckten sie auch rechtzeitig im Schein unserer Laterne und konnten sie meiden.

Am folgenden Tag führte uns Mudata noch einmal in den dichten Wald und hieb eine etwa zwanzig Meter tiefe schmale Schneise in eine dicht verwachsene Stelle. Dann zeigte er auf einen kleinen Busch mit lanzettenförmigen Blättern. Er brach einen Zweig ab, worauf eine weiße Milch hervorquoll. Wir standen vor einer sehr seltenen Pflanze, die die Giriama «Mugulare» nennen. Mudata verriet uns, daß die Blätter dieses Strauches zusammen mit den zerschnittenen Knollen einer anderen Pflanze dem «Utsungu»-Material, etwa wie Salz in eine Suppe beigemengt werden. Erst hierauf werde das gesamte Material, klein zerhackt, in einem großen irdenen Topf über ein starkes Feuer gesetzt, das während zweier Tage und Nächte unterhalten werde. Das beigefügte Wasser werde in dem Maß, wie es verdampfe, ersetzt, bis sich ein zäher, grünlicher Brei ergebe. Ein Strauch mit etwa fünfzig Ästen — mit Blättern, Wurzeln und Früchten (sofern vor-



Ein Giriamamädchen mit den fliederähnlichen, süßduftenden Acokanthera-Blüten.

handen) — ergebe eine Handvoll dieses giftigen Teiges, der im Handel etwa einen Preis von 10 Franken löse. Die Giriama hatten vor langer Zeit von ihren westlichen Nachbarn, dem Stamm der Wakamba, gegen solches Gift Vieh eingetauscht und seither gemischte Wirtschaft — tropischen Ackerbau und Viehzucht — eingeführt.

Mudata wa Tuva gab uns hierauf eine weitere Pflanze bekannt, die kurz erwähnte Knollenpflanze, die dem Gebräu beigemischt werde (immer mit Ausnahme des beschriebenen Materials, das ohne Zutaten maximale Giftwirkung gibt). Diese Knollenpflanze, die die Giriama «Mariga» nennen, finde sich aber nur an wenigen Stellen im Giriamaland. Er nannte uns eine Stelle bei Kaloleni im südlichen Giriamagebiet. Dort trafen wir den Sohn eines Giriama-Chefs namens Muraamba, der nach stundenlangem Suchen zwischen den Kokospalmenhainen eine einzige «Mariga» fand. Wir hatten einen ungünstigen Moment erwischt, da diese Pflanze gerade abgestorben war, so daß nur die Knollen im Boden übrigblieben.

Peter Bally gelang es hierauf in Nairobi, die beiden Zutaten zu bestimmen. Bei «Mugulare» handelt es sich um Sapium Madagascarensis und bei «Mariga» um eine Dioscorea, die noch näher bestimmt werden muß. Muraamba erzählte uns, daß viele Giriama dem Pfeilgift Schlangengift beimischen, vor allem das Nervengift der Kobraarten. Aber auch tote Elefanten-Spitzmäuse (Elephant Shrew) werden mit gebraut. Dies hat nur symbolische Bedeutung, vielleicht abgesehen vom Leichengift. Diese Spitzmaus läuft, wenn sie verfolgt wird, schnurgerade über die offenen Pfade, bis man sie erwischt. Die Giriama glauben nun, daß das Pfeilgift, wenn es mit diesen Mäusen gebraut wird, eine ähnliche Wirkung auf die getroffenen Großtiere ausübe, die geradeaus fliehen und nicht seitwärts im Busch verschwinden, um möglicherweise nicht mehr gefunden werden zu können.

Meist laufen die mit den Giftpfeilen getroffenen Tiere nicht allzu weit. Gut getroffene Elefanten gelangen kaum weiter als 500 Meter, bevor sie niederstürzen. Ein Löwe soll wie vom Blitz getroffen sofort hinfallen. Die Pfeile werden aus nächster Nähe abgeschnellt; die Giriama und anderen Jäger sind geradezu schlechte Pfeilschützen auf größere Distanzen — ganz einfach, weil sie nie auf Distanz üben oder jagen.

Nach unserem Aufenthalt im Busch besuchten wir die englischen Behörden in Kilifi an der Küste des Indischen Ozeans. Das ganze Giriamaland wird von dort aus verwaltet. Im Giriamaland selbst lebt kein Weißer, ausgenommen die Missionen am Südrande des Stammesgebietes. Der Distriktkommissar in Kilifi gab uns Einblick in das nur den Behörden zugängliche Textmaterial über die Giriama, von denen die

Außenwelt nur spärlichste Nachrichten hat. Das Studium dieses Materials schien eine Erklärung für den «Super-Giftbaum» Mudata wa Tuvas zu geben. Die Giriama gehören zur Gruppe der neun «Nyika»-Stämme, die das Hinterland der Keniaküste bewohnen. Der nördlichste Teilstamm, die Pokomo, lebt am Tanafluß, während der südlichste, die Digo, über die Grenze nach Tanganyika hinein vorgedrungen ist. Die Giriama zählen wohl noch etwa sechzigtausend Seelen. Sie lebten vor Jahrhunderten oben im heutigen Juba-Land (Somaliland). Die Somali, vor allem aber die damals noch starken Galla, drängen sie südwärts ab. Die Giriama und übrigen Nyika verlagerten ihre Wohnsitze ruckweise nach Süden, mußten aber den Küstenstreifen immer wieder aufgeben, da dort arabische Sultane herrschten. So kommt es, daß heute ein relativ hoch entwickeltes Küstenleben (Suaheligruppe) einem fast im Urzustand lebenden Hinterland gegenübersteht.

In der überlieferten Geschichte der Giriama kommt immer wieder der Begriff «magischer Gegenstand» vor. Immer wenn der Stamm einen neuen Wohnsitz suchte, nahm er das Stammesgeheimnis mit und «pflanzte es ein, wo ein neues Stammeszentrum gewählt worden war». Es liegt nahe, daß es sich um Sämlinge von selektionierten Acokanthera-Bäumen handelte. Ähnlich wie Völker und Stämme Getreidearten und Früchte während Jahrtausenden durch ständige Selektion hochzüchteten, hatten wohl die Giriama ihre Giftpflanzen gezüchtet. Wer das stärkste Gift hatte, war den Nachbarn überlegen. Das Geheimnis lag immer in den Händen der Magier des Stammes, die heute noch eine fast grenzenlose Macht über ihre Stammesleute ausüben. Die Giriama sind ein Volk, das in einem Maß im Banne der Magie lebt, wie kaum ein anderer der Stämme, die wir bisher kennengelernt haben.

Als wir in Kilifi eingetroffen waren, erklärten uns die dortigen Behörden kurzerhand, daß sie uns die Erlaubnis zum Bereisen des Giriamalandes nicht geben könnten. Magier und politische Agitatoren (ehemalige Missionsschüler) seien daran, die Giriama gegen die Weißen aufzuhetzen. Und wenn wir als Weiße dort nach dem Geheimnis des Pfeilgiftes fahndeten — und damit vielleicht nach dem höchsten Stammesgeheimnis —, so wäre dies ein allzu schönes Argument in den Händen der Agitatoren. Der Kommissar erschrak leicht, als wir ihm bekundeten, daß wir «von oben her» ins Giriamaland eingedrungen seien und hier eben herausgekommen seien. Er sagte nur: «Wer weiß, was in den Urwäldern schon über euch herumgeflüstert wird. Wir werden das möglicherweise gelegentlich erfahren oder gar spüren.» Dann zeigte er sich aber doch hilfsbereit, wohl nicht zuletzt, weil er selbst daran interessiert ist, das Giftgeheimnis zu erfahren! Es ist englische Verwaltungsart, sich möglichst wenig ins innere Leben der beherrschten Stämme einzumischen. Es braucht dann andere Neugierige, die ihnen nach Jahrzehnten eines Tages Dinge mitteilen, die sie rascher hätten erfahren können.

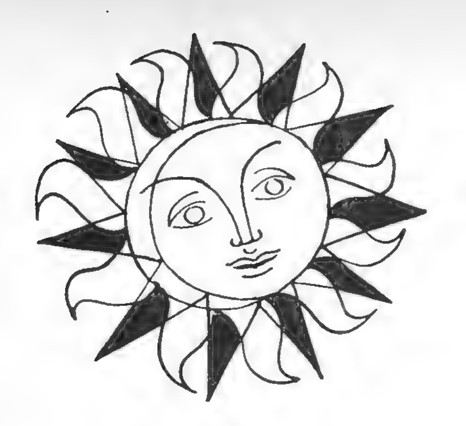
Wir konnten unter der jungen Giriama-Generation, die schon in schwarzen Missionsschulen ausgebildet worden ist, feststellen, daß diese Leute vom Pfeilgift schon nichts mehr wissen und interesselos den Erfahrungen ihrer Stammesältesten gegenüberstehen. Mudata wa Tuva erwähnte dies uns gegenüber auch und fügte bei, daß er uns ja jetzt das Geheimnis bekanntgeben könne, da ihre eigenen Söhne sich nicht mehr darum kümmerten.

Wohl wird das Gift insgeheim noch durch einzelne Giriama hergestellt. Schwere Strafen stehen aber darauf. Was diese Leute trotzdem lockt, ist der hohe Preis, der für illegal eingebrachtes Elfenbein bezahlt wird. Zusammen mit dem aussterbenden Rest des im Hinterland herumstreifenden Jägerstammes der Wasanja stellen sie den Elefanten nach. In den riesigen Räumen zwischen der südabessinischen Grenze und der Ugandabahn sind diese Wilderer kaum zu fassen.

Das Verbot der Herstellung des Pfeilgiftes durch die Behörden, der Einfluß der modernen Bildung und der Zerfall der Stammessitten werden wohl in einer weiteren Generation dazu führen, daß das Geheimnis des stärksten Pfeilgiftes in Afrika für immer verlorengehen wird. Vielleicht ist es ein Glücksfall, daß jetzt früh genug die Wissenschaft sich damit befaßt. Sonst wäre möglicherweise ein für die Menschheit wertvolles Medikament für immer verloren gewesen.



Der Sohn eines Chefs bei Kaloleni im südlichen Giriamaland, namens Muraamba, verhalf uns zu einem Exemplar einer Dioscorea, deren sehr giftige Knollen dem Gift normalerweise beigemengt werden.



WINTERFERIEN

in guten Hotels

ADELBODEN

Berner Oberland 1400 m ü. M.

Sonnenparadies

Die 3 führenden Hotels:

Nevada Palace
Grand-Hotel Regina
Hotel National

Jeder Wintersport — Eigene Orchester — Bars — Maître de plaisir — Masseuse — Kindergärtnerin.

Pauschalpreise ab:
Nevada Fr. 26.—
Regina Fr. 23.—
National Fr. 21.—

WENGEN
Regina-Hotel

Gediegenes Erstklaßhotel im sportlichen Zentrum von Wengen. 3 Minuten vom Bahnhof. Ruhige, aussichtsreiche Lage, Sonnenterrasse. Bar. Orchester. Telephon 3 45 14

Besitzer: Jos. Reinert

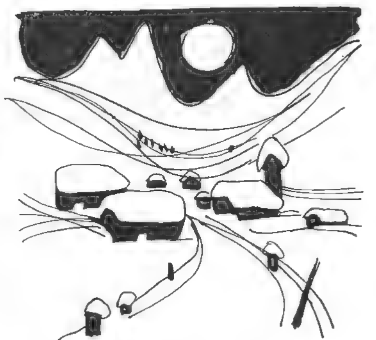


Castell Zuoz

Oberengadin, 1810 m ü. M.
Neuer Skilift, Länge 1595 m

«Ferien einmal anders.» Winter-Klubschul-Ferienkurse für jedermann:
Skischule, Eis- und Curlingplatz, Skilift, Englisch- und Französisch-Unterricht, Malen und Zeichnen, Musik- und Filmvorträge, Sportturniere und Wettbewerbe
«Alles inbegriffen» ab Fr. 138.60 für 1 Woche

Auskunft und Reservation:
KLUBSCHULE MIGROS,
Zürich 22, Nüschelerstraße 9,
Telephon (051) 25 44 35



MÜRREN
Hotel Eiger

Wintersport bis Ostern! Komfortabel, gemütlich und gute Verpflegung. Pauschalwoche ab Fr. 140.—. Zutritt zur Eisbahn und auf Wunsch Ski-Schule eingeschlossen. Hausbar — Dancing
Telephon 3 47 31

A. von Allmen-Isele

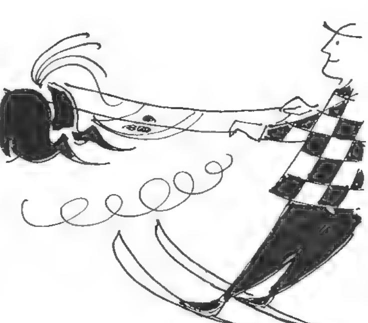




WENGEN
Hotel Silberhorn

Das behagliche Haus für sonnige Winterferien. Beste Lage im Sportzentrum, eigenes Orchester. Bar.
Tagespauschalpreis ab Fr. 19.50
Telephon 3 41 41

Familie W. Beldi-Lauener



MELCHSEE
Hotel Reinhard

am See

Zentral-Schweiz 2000 m ü. M.

Sonne und Schnee vom November bis Mai. Behaglichkeit und erstklassige Verpflegung im altrenommierten, jetzt neuerbauten Haus. Skischule, Skilift, Seilbahn. 5 Tage ab Fr. 90.—. Prospekte! Telephon (041) 35 51 43
Besitzer: REINHARD-BURRI

WENGEN
Palace-Hotel und National

Berner Oberland, 1300 m ü. M.

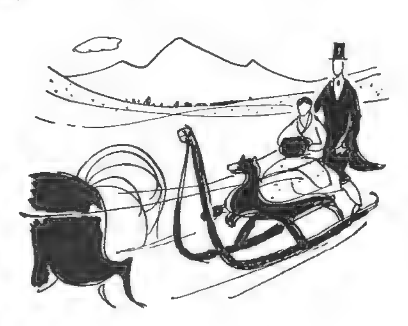
Das führende Hotel in einem bekannten Wintersportzentrum. Das Hotel, das auch Sie befriedigen wird. Pauschal pro Tag ab Fr. 26.75 F. Borter, Besitzer



MÜRREN
Palace-Hotel des Alpes

Bestbekanntes Wintersporthotel in schönster Lage, eigenes Orchester
Dancing, gesellschaftliches Zentrum.
Tagespauschal ab Fr. 26.—, Skischule und Eisbahn inbegriffen.
Telephon (036) 3 47 12

Dir. J. T. Affentranger





WENGEN
Hotel Eiger und Bahnhofbuffet

Das gutbekannte Hotel neben dem Bahnhof mitten im Sportzentrum. Sehr günstige Arrangements im Januar und März
Telephon 3 41 31

K. Fuchs, Besitzer



CRANS sur SIERRE

1500 à 2600 m

Sport—viel Sonne—Vergnügen. 16 Hotels und Pensionen mit Pauschalpreisen von Fr. 16.— bis Fr. 30.—
Auskunft: Office du Tourisme

EINE ANMERKUNG ZU KNAURS GESCHICHTE DER WELTLITERATUR

Die *Knaur-Bände* (Droemersche Verlagsanstalt München) haben seinerzeit entscheidend zur Schaffung jenes neuen Buchtyps beigetragen, der dank einer Massenauflage und einer glänzenden Organisation reiche Ausstattung mit billigem Preis verbindet, ohne auf den üblichen Vertrieb über die Buchhandlungen verzichten zu müssen. Die bei diesem Typus bedingte Beschränkung auf wenige zügige Titel stellt diese Werke freilich außerhalb der normalen Buchproduktion, die erst durch ihre Mannigfaltigkeit Träger des Kulturlebens sein kann; als eine allgemein zugängliche Brücke zu den Schätzen des Wissens und der Kunst vermögen aber auch die Knaur-Bände eine wichtige Mission zu erfüllen, und die Auswahl ihrer Themen und Bearbeiter ist um so verantwortungsvoller, als dadurch das Weltbild einer ganzen Generation mit beeinflußt werden kann.

Knaurs Kunstgeschichte liegt heute in einer splendid mit vielen Abbildungen ausgestatteten zweibändigen Ausgabe vor. Als Verfasser erscheint Professor Richard Hamann für eine solche summarische Übersicht zwiefach geeignet: Als Gelehrter besitzt er die Weltkenntnis, die ihm mit dem Fachwissen auch stets den Blick aufs Ganze freigibt, und als Schöpfer des kunsthistorischen Photoarchivs von Marburg ist er in der Lage, als sein eigener Illustrator aus dem vollen zu schöpfen und so die – in diesem Fall besonders wichtige – Anschauung gleichwertig dem Worte beizufügen.

In *Knaurs Geschichte der Weltliteratur* wirkt sich dagegen die Illustration mehr als schmückendes Beiwerk aus, und unser Interesse konzentriert sich auf den Text von Erwin Laaths, der das Wagnis einer «Gesamtdarstellung» des Schrifttums von den ägyptischen Überlieferungen bis zu den Strömungen und Persönlichkeiten der Gegenwart unternommen hat. Ordnung und Auswahl des Riesenstoffes sind für den Verfasser dadurch gegeben, daß er den Titel seines Buches nicht nur als Stichwort für eine Anhäufung von Informationen, sondern als Programm auffaßt: die Verpflichtung auf die Begriffe «Geschichte» und «Weltliteratur» läßt ihm Einheit und Dynamik seiner Erzählung gelingen. Zugunsten der Charakterisierung markanter Einzelpersönlichkeiten und ihres Werkes wird auf die reihenweise Aufzählung von Namen verzichtet, und man wird dem Autor deshalb billigerweise keinen Vorwurf machen können, wenn er zahlreiche Dichter verschweigt, die dem einen oder andern Leser ebenso wichtig erscheinen mögen wie die genannten. Man fasse es deshalb nicht als Nörgelei auf, wenn wir trotz der Zustimmung zu diesem Vorgehen und zu manchem, in seiner Konzentration aufs Wesentliche glänzend formulierten Einzelurteil einen Vorbehalt anbringen.

Jeder sucht in einer solchen Gesamtdarstellung zur Überprüfung natürlich vor allem nach dem, was ihm am nächsten liegt. In unserem Fall ist dies der Anteil der *Schweiz* an der europäischen, insbesondere der deutschen Literatur. Wir brauchen dabei nicht von lokalpatriotischen Überlegungen auszugehen, sondern können uns auf eine allgemein deutsche Tradition berufen. Die schweizerischen Schriftsteller deutscher Zunge konnten sich wahrlich lange Zeit nicht über Mangel von Anerkennung im deutschen Reich beklagen; es ist notorisch, daß die Schweizer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, angefangen bei Gotthelf, Keller und Meyer, vor allem der Bereitschaft reichsdeutscher Verleger und Leser ihr großes Ansehen verdankten, und selbst noch in der Nazizeit vermochte ein typisches schweizerisches Buch wie der «Schweizerspiegel» von Meinrad Inglin in Deutschland eine hohe Auflage zu erzielen. Auch in deutschen Literaturgeschichten fand diese Einstellung ihren Niederschlag durch eine wenn nicht geradezu bevorzugte, so doch stets gerechte und anerkennende Behandlung des schweizerischen Schrifttums.

Im Gegensatz zu dieser Einstellung konnte sich in der gleichen Zeit das schweizerische Verlagswesen als entsprechender Beitrag zum gemeinsamen Kulturleben nicht durchsetzen. Der deutsche Buchhandel verhielt sich gänzlich passiv gegenüber Büchern, die aus der Schweiz angeboten wurden, und der Staat mit seiner Devisen- und Ausfuhrpolitik tat seit dem Ersten Weltkrieg alles, um die Einfuhr zu behindern, währenddem die Schweiz ihrerseits das Tor für die deutschen Bücher stets weit offen hielt. Seit einigen Jahren ist dies nun anders geworden: der freie Austausch der Kulturgüter zwischen Deutschland und seinen gleichsprachigen Nachbarn ist weitestgehend verwirklicht, und weder wirtschaftliche Schikanen noch nationalistische Vorurteile behindern heute die Zusammenarbeit der Verlagsbuchhandlungen auf dem Fuß der Gleichberechtigung über die Grenze hinweg. Um so sonderbarer berührt es, daß im Schrifttum selbst und in der Literaturkritik heute verschiedene Symptome auf eine geradezu entgegengesetzte Entwicklung deuten. In der Schweiz haben lange Jahre unausgesetzter Bedrohung – einer Bedrohung, über deren brutales Ausmaß man sich auch heute in Deutschland keine Rechenschaft gibt – eine innere Abwehrstellung geschaffen, deren Abbau nicht von heute auf morgen möglich ist. In Deutschland anderseits hat das apokalyptische Geschehen – diese Folge von Kriegen, Reichen, Weltwenden – tiefe Furchen gezogen, und man traut dem Nachbar in seinem behüteten Gärtchen drüben den Anschluß an die Zeiten nicht mehr zu. Und so müssen wir es denn auch (leider!) als symptomatisch empfinden, wenn die Schweiz in der Literaturgeschichte von Laaths ausgesprochen schlecht wegkommt. Keiner unter den Schweizern, auch Gottfried Keller nicht, erhält in seiner Darstellung so viel Platz wie etwa Hermann Hesse (den der Verfasser wohl mit Recht den Deutschen zuzählt), Hauptmann, Mann und mancher andere. Von Kellers Gedichten erfährt man nur dadurch etwas, daß «seine Prosa im ganzen dichterischer» sei, «als seine Lyrik». Martin Salander bleibt unerwähnt, dafür wird vermerkt, Keller, dieser «eifrige Volksmann und Kanton-Demokrat», verfalle gelegentlich dem «Schwyzerisch-Engen». Bei dieser Einstellung kann es nicht verwundern, daß auf den 30 Seiten, die der deutschen Literatur der Jahrhundertwende gewidmet sind, von den Schweizern nur Spitteler mit einigen kühlen Zeilen erwähnt wird und im Abschnitt «Gegenwart» überhaupt kein schweizerischer Name fällt. Weder Faesi noch Schaffner, Inglin, Zollinger, Walser und so weiter werden neben Dutzenden von «reichsdeutschen» Dichtern einer Erwähnung für wert erachtet – offensichtlich fallen sie für den Verfasser von Knaurs Geschichte der Weltliteratur alle in die Kategorie des «Schwyzerisch-Engen». Dasselbe Schicksal trifft Heinrich Pestalozzi mit seinem Roman «Lienhard und Gertrud», der nicht nur den Weltruf des Pädagogen, sondern so nebenbei die Kategorie des neudeutschen Volksbuches

begründete. Übrigens geht es in diesem Zusammenhang auch den welschen Eidgenossen nicht besser: Weder Amiel noch Ramuz sind im Personenregister aufgeführt, obwohl Laaths sich sonst in der französischen Literatur recht gut auszukennen scheint. Wir aber empfinden bei solch großzügiger Neuordnung aller Werte so etwas wie Heimweh nach jener Zeit, als im vorlauten, aber hellhörigen Berlin Leute wie Julius Rodenberg saßen, denen auch ein Gespräch mit Seldwyla nicht zu gering erschien. *Martin Hürlimann*

Misia Sert: MISIA. Insel-Verlag, Zweigstelle Wiesbaden.

Dies ist ein wahrhaft aufregendes Buch: der wahre Roman eines leidenschaftlich gelebten Frauenlebens im letzten Viertel des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dieser Roman ist der rote Faden, an dem die einzelnen Kapitel über die großen Persönlichkeiten dieser Epoche aufgehängt sind. «Misia», in Petersburg geboren, hat den größten Teil ihres Lebens in Paris verbracht; sie war dreimal verheiratet, aber ihre große Liebe gehörte ihrem dritten Mann, dem spanischen Monumentalmaler *Sert*, dem in diesem Buch ein außergewöhnliches Denkmal gesetzt wird, wie es der großartigen, grandseigneurhaften Erscheinung, die Sert als Maler und Mensch war, entspricht. Die Bekanntschaft mit Sert bedeutet Neuland für die meisten Leser, spielt er doch in der heutigen Kunstliteratur nicht die Rolle, wie seine französischen Zeitgenossen. Die übrigen Kapitel beschäftigen sich mit lauter Künstlerpersönlichkeiten, die durch Presse und Bücher in der Vorstellung der Menschen lebendig sind. Das Großartige dieses Buches besteht nun darin, daß hier eine warmherzige, leidenschaftlich den Künsten zugetane Frau diesem Bild so viel neue Züge hinzufügt. Die Vielfalt der Persönlichkeiten, die Misia kannte, hier aufzuzählen, hat keinen Zweck. Es geschieht auch schon auf dem Schutzumschlag des Buches. Es sei nur erwähnt, daß der alte gichtige Renoir, den Pinsel an die steife Hand gebunden, sie siebenmal gemalt hat. Wahrhaft herzbewegend aber sind die Kapitel, die sie dem Leben von Mallarmé widmet, der jahrelang ihr Nachbar war. Besonders haben die beiden Künstler-Aristokraten Toulouse-Lautrec und Marcel Proust sie angezogen. Menschlich und kulturgeschichtlich am interessantesten aber sind die nie hintertreppenhaft geschilderten Intimitäten aus dem Leben von Diaghilew, dem großen Bühnen- und Ballettzauberer, und all den Persönlichkeiten, die sich um ihn geschart hatten: Der größte darunter, Strawinsky, der zauberhafte Tänzer Niginsky, dessen Leben so früh umschattet wurde, Picasso, der Vorhänge und Bühnenbilder für ihn schuf, und Serge Lifar, der große Tänzer. Die Schilderungen von Diaghilews Tod in Venedig gehören zu den makabersten Stellen des Buches. Das Buch ist lebendig geschrieben, brillant übersetzt und liebevoll ausgestattet und illustriert. *B. H.*

NEUES AUS DER INSELBÜCHEREI

Nach dem Krieg, als die billigen Buchserien aller Art wie die Pilze aus dem Boden schossen, war es um die «Insel» relativ still, und auch ihr populärstes Kind, die Insel-Bücherei, begnügte sich mit einigen bescheidenen Neuauflagen. In den letzten Jahren aber zeigte diese weltberühmte, von Kennern geliebte Serie, daß sie es immer noch mit all ihren Konkurrenten aufnehmen konnte und kann. Ich war mir nie ganz klar, ob es nur die alte Anhänglichkeit an den literarischen Begleiter unserer Jugend war, die mich diese nun über 600 Nummern umfassende Serie auch jetzt noch schöner finden läßt als alle Konkurrenten, oder ob sich das befriedigende Gefühl, das man beim Betrachten dieser Bände empfindet, auch beweisen läßt. Ich denke, einer der Hauptreize dieser Bändchen ist die Tatsache, daß dies zwar dem Preise und der Auflage nach

eine Massenserie ist, daß aber jedes Bändchen von der Schrift, dem Satzspiegel bis zu den immer neu entworfenen Bezugspapieren individuell wie ein einzelnes teures Buch betreut ist. Dies alles hätte natürlich nichts zu sagen, wenn der Inhalt nicht mit der gleichen Sorgfalt ausgewählt würde. Aber auch da hat der Verlag bis heute ein großes Geschick bewiesen, nie zu große Themen in das kleine Format zu zwängen oder zu kleine Werke künstlich zu zerdehnen. Bei den Kunstbänden wird Kleinformatiges, Graphik, Kleinplastik bevorzugt, bei den Tier- und Pflanzenbüchern die Darstellungsart so gewählt, daß sie auch im kleinen Format natürlich und klar wirkt, bei den literarischen Textbüchern, modernen und alten, die heute vor den Bildbänden etwas zurücktreten, wurde immer darauf geachtet, inhaltlich und formell eine Kostbarkeit zu geben. Es ist hier nicht der Raum, viele Titel aufzuzählen. Dazu sind Prospekte da. Für viele Bände mögen hier drei stehen: *Aristide Maillol:* HIRTENLEBEN (Nr. 604), mit einem ausgezeichneten, das Thema Maillol und Griechenland, Hirtenleben und Maillol, kurz aber mit großen geistigen Linien umreißenden Text von Erhart Kästner. Im Anschluß an einen Besuch Griechenlands zusammen mit Graf Keßler und Hofmannsthal im Jahr 1908 schuf Maillol seine Holzschnitte vom griechischen Hirtenleben als Illustration zu Daphnis und Chloe und andern klassischen Werken. Die kleine Auswahl dieses Bandes bringt die Holzschnitte in Originalgröße in wunderbarem, dem Holzschnitt gemäßem Druck.

Ebenso vortrefflich in seiner Art umreißt der Band CHINESISCHE HOLZSCHNITTE von *Emil Preetorius* ein reizvolles Thema. Preetorius nennt diese Art der Künste «an den Rand der großen Kunst notiert», findet aber aus ihnen alle Kennzeichen großer Kunst heraus. Die farbige Bildauswahl gibt einen schönen Eindruck von dieser im Gegensatz zum japanischen Holzschnitt wenig bekannten Kunstform (Nr. 164).

Ein lebendiges und modernes Thema behandelt Band 595, *Gerhard Marck:* TIERPLASTIK. Auch hier ist Druckart, Typographie und Bildformat dem modernen Thema völlig befriedigend angepaßt.

Daß auch Franz Marc, Henri Matisse, Toulouse-Lautrec in neueren Bändchen ähnlich schöne Würdigungen finden, sei hier nur noch erwähnt. *B. H.*

EIN AFRIKA-BUCH

Werner G. Krug: SÜDLICH DER SAHARA. Schwarz, Weiß und Braun in Afrika. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg.

Der Weg zur Einigung Europas führt über Afrika – so könnte man das europäische Anliegen umschreiben, das dieses Buch zum Ausdruck bringt. Werner G. Krug stellt ihm jedoch als Motto ein Wort aus dem Munde des bedeutendsten Westafrikaners, des Politikers und Denkers Dr. J. Aggrey, voran – «zu einem harmonischen Zusammenspiel bedarf es der weißen wie der schwarzen Tasten». Dr. Aggrey war sich bewußt gewesen, daß Afrika seine Bestimmung nur mit Hilfe Europas finden könne; das Buch Krugs ist umgekehrt ein Zeuge für das geistige Erwachen eines Europa, das im Zusammenspiel von Weiß und Schwarz eine Voraussetzung seiner eigenen Existenz zu erkennen beginnt.

Krug schildert das moderne Afrika der Nachkriegszeit, in dem sich im Zuge der Industrialisierung eine gesellschaftliche Umschichtung von nie gesehenen Ausmaßen vollzieht. Die Reise führt den Leser durch Britisch-Ostafrika, die portugiesischen Kolonien, die Südafrikanische Union und Belgisch-Kongo bis in die Negerstaaten Westafrikas und die französischen Kolonialgebiete. Aber nicht nur im geographischen Sinne ist diese Reiseschilderung umfassend; sie setzt sich vielmehr auch mit den Problemen des neuzeitlichen Afrika auseinander. Die Richtlinie, in der sich der Autor bewegt, ist bei aller Sachlichkeit der Darstellung unverkennbar: Aus dem Wirrsal europäischer Kolonialpolitik im afrikanischen Puzzle, der die Zerklüftung des Abendlandes widerspiegelt,

hebt sich die portugiesische «Paciencia», besonders aber der im Kongo befolgte Grundsatz der wirtschaftlichen Entwicklungsgleichheit für Weiß und Schwarz, vorteilhaft ab. Apartheit dagegen, wirke sie, wie in Südafrika, zugunsten der Weißen oder, wie in Nigeria, der Goldküste und Liberia, zugunsten der Schwarzen, führt in jedem Falle zu der für das gegenwärtige Afrika schädlichen Überschätzung der Politik gegenüber wirtschaftlichen und sozialen Belangen. Neben dem Wirtschaftswunder am Kongo beeindruckt den Leser die vielseitige Sozialfürsorge in der Südafrikanischen Union. Um so abschreckender nehmen sich die Zustände in Westafrika aus, wo – in den britischen Gebieten – an die Stelle der Kolonialherrschaft eine unreife, auf Bestechung und Demagogie beruhende Demokratie getreten ist. Und für die französischen Gebiete gilt in vermehrtem Maße, was für den Kongo zutrifft: Französisch-Westafrika ist «das Musterbeispiel für die absolute Notwendigkeit einer europäischen Gemeinschaftsaufgabe zur Erschließung des Kontinents».

Werner Krug reist als Deutscher durch Afrika, und so ergibt es sich von selbst, daß der deutsche Afrikasiedler in seiner Darstellung eine Vorrangstellung erhält. In Ostafrika sind an die Stelle der Deutschen die Inder getreten und bilden heute die stets wachsende Sorge des Europäers. Das Urteil des Autors über die britische Kolonial- und Dominionpolitik fällt, auch in anderem Zusammenhang, teilweise sehr ungünstig aus. In den Föderationsbestrebungen in Ost- und Zentralafrika sieht er wie im Experiment an der Goldküste den übereilten Versuch zur Rettung des Commonwealth auf Kosten der in Afrika lebenden Weißen.

Gerade die Schwierigkeiten, mit denen Großbritannien in Afrika zu kämpfen hat, zeigen übrigens, daß bloße «Wirtschaftswunder» nicht genügen, um Afrika für Europa zu retten. Nur das menschliche Wunder – die Überwindung der Vertrauenskrise – kann letzten Endes das Zusammenspiel der weißen und der schwarzen Tasten zum Klingen bringen.

Peter Sulzer

EIN SPIELKARTEN-MUSEUM

Am 9. Januar wurde der Ausstellungsraum des Deutschen Spielkartenmuseums in Bielefeld auf der Burg Sparrenberg der Öffentlichkeit übergeben. Das Museum ist außer montags täglich von 10 bis 16 Uhr geöffnet. Es handelt sich um eine überaus reiche, kulturhistorisch und künstlerisch faszinierende Sammlung internationalen Charakters, um deren Ausbau sich vor allem Dr. Eberhard Pinder, ein Sohn des berühmten Kunsthistorikers, verdient gemacht hat. Wir hoffen, gelegentlich auch im Abbildungsteil von «Atlantis» auf einige dieser kleinen graphischen Kunstwerke zurückkommen zu können.

Die Redaktion

BÜNDNER BILDUNGSSTÄTTEN

in gesunder Höhenlage und geistig fruchtbarem Klima

50 Jahre
LYCEUM ALPINUM ZUOZ

1904–1954
Schweizerische hochalpine Mittelschule im Engadin (1750 m)

Internat für Knaben von 9–19 Jahren. Vorschule, Gymnasium, Oberreal- und Handelsschule. *Staatliche Maturitätsberechtigung.* Prüfungen an der Schule selbst durch eigene Lehrer, gültig für Universitäten des In- und Auslandes, Handels-Hochschule St. Gallen und – bei genügendem Notendurchschnitt – ETH; General Certificate of Education, American Entrance Examination.
Hauptziele unserer Schule:

- Schulung des *Denkens* und Erwerb *soliden Wissens*, unter Berücksichtigung der natürlichen Anlagen des Einzelnen;
- *Charakterbildung* durch *Erziehung zur Persönlichkeit* in der Gemeinschaft des Internats;
- *Förderung der körperlichen Entwicklung* durch maßvollen Sport und frohes Spiel im sonnigen Engadiner Hochgebirgsklima.

Prospekte und Beratung durch die Direktion:
Telephon (082) 6 72 34 Dr. Ad. Nadig-Weber

HOCHALPINES TÖCHTERINSTITUT FETAN

(Engadin, 1712 m ü.M.)

Vollausgebaute untere und obere Töchterschule in landschaftlich und klimatisch bevorzugter Lage des Engadins.

Sekundarschule
Gymnasium (Matura)
Handelsabteilung (Diplom)
Allgemeine Abteilung
Hauswirtschaftliche Kurse

Kleine, bewegliche Klassen. Sorgfältige Schulung und Erziehung in gesundem Gemeinschaftsleben.

Telephon Fetan (084) 9 13 55
Leitung Dr. M. und L. Gschwind

SCHWEIZERISCHE ALPINE MITTELSCHULE DAVOS

Internat für gesunde Knaben und Mädchen von 12–20 Jahren
Gymnasium und Oberrealschule mit eidg. *Maturität*, gültig für alle Fakultäten von Universitäten und der ETH. Handelsabteilung mit staatlichem *Diplom*. Deutschkurse für Fremdsprachige. Ferienkurse. Sommer- und Wintersport.
Individueller Unterricht in kleinen Klassen. Beratung und Prospekte durch den Rektor
Dr. F. Schaffer Telephon (083) 3 52 36

Die gute Schule in den Bergen

ALBERT SCHWEITZER COLLEGE CHURWALDEN

Graubünden (Schweiz)
(1270 m ü.M.)
Internationale Bildungsstätte im Sinn und Geiste Albert Schweitzers
für junge Menschen (über 18 Jahre) und Erwachsene
Bildung des ganzen Menschen
Freiheitliche demokratische Gemeinschaft auf religiöser Grundlage
Bergsteigen, Skifahren, Schwimmen, Tennis
Jahreskurse von Oktober bis Juni
3 Trimester zu je 11 Wochen
Kurse, deutsch und englisch, über weltanschauliche und soziale Probleme, Psychologie, Ethik, Erziehung.
Moderne Sprachschulung.
Kosten: pro Trimester Fr. 950.– (Unterkunft, Verpflegung und Studiengeld inbegriffen).
Sommerkurse im Juli und August.
4 Kurse zu je 14 Tagen – Universitätsdozenten – Vorlesungen und Diskussionen über Gegenwartsprobleme – Geistige Bereicherung – Körperliche Erholung und frohe Gemeinschaft.
Kosten: pro Tag Fr. 9.50 (Unterkunft, Verpflegung und Studiengeld inbegriffen).
Auskunft und Anmeldung: Prof. H. Casparis, Albert Schweitzer College, *Churwalden GR*, *Schweiz*

IVA